

**Deutscher
Reporterpreis
2015**

**Die 8 nominierten Texte in
der Kategorie
„Bester freier Reporter“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Wenderoth, Andreas: Ein halber Held (0162)	3
2) Schaap, Fritz: Bauer kauft Frau (0323)	25
3) Relotius, Claas: Gottes Diener (0455)	36
4) Relotius, Claas: Das Leben der anderen (0456)	46
5) Hartwig, Sonja: „Ich möchte nicht, dass Mama so fühlen muss“ (0818)	59
6) Pasquet, Vivian: Ein süßer Sieg (0835)	71
7) Smechowski, Emilia: Nennt mich Anna (1018)	83
8) Sackie Junior, Prince; Unsleber, Steffi: Bitte berüh mich nicht (1162)	96

Ein halber Held

Demenz, Teil 1

Dieser ironische Begriff stammt von Horst Wenderoth, denn so empfindet er sich, seit ihm der Alltag entgleitet. Sein Sohn, GEO-Autor Andreas Wenderoth, schildert berührend, was geschieht, wenn Demenz in eine Familie einbricht

Von Andreas Wenderoth, GEO, 11/2014

Wie geht es dir heute?

Bin ein bisschen wirrarrig. Ich weiß zum Beispiel nicht, wie ich mit dem Auto zum Arzt gekommen bin.

Der Arzt ist zu dir gekommen. Du bist nicht Auto gefahren.

Ach, der ist zu mir gekommen? Ja, welcher Arzt denn? Wie dem auch sei, ich hab mich jedenfalls ins Bett geworfen und mir gesagt, in deinem Bett ist solches Chaos, du wirst doch in Ruhe nachher mal aufräumen, zunächst mal in deinem Kopf. Das ist das Wichtigste.

An einem schneelosen Sonnabend im November 2013 verliert mein Vater sich selbst. Wir sind gegen Mittag verabredet, ich fahre nach Berlin-Lichterfelde und rufe aus der S-Bahn an. Meine Mutter ist am Telefon, aufgelöst: Der Vater sei aggressiv gegen sie. Er rede wunderbar, eigenartigerweise wünsche er, dass die Arbeiter von der Baustelle nebenan ihm seine Medizin reichten.

„Hilfe, Hilfe“, ruft er aus dem Hintergrund, meine Mutter reicht den Hörer weiter. „Papa, was ist mit dir?“ – „Ich sterbe!“ Und: „Die Mama will mich

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

umbringen!“ Ich versuche ihn zu beruhigen. „Nein, das will sie nicht, sie möchte dir helfen. Aber du musst dir von ihr helfen lassen.“ Ich setze mich in ein Taxi, meine Mutter öffnet schließlich die Tür, ich sehe, sie hat nicht geschlafen. Sie deutet mit dem Finger nach oben. Mit angsterfüllten Augen sitzt dort mein Vater in seinem Arbeitszimmer, seltsam zusammengekrümmt auf dem alten beigefarbenen Ohrensessel, weint, als er mich sieht. Ich streichle ihm den Kopf und sage: Es ist gut. Er müsse sich nicht mehr sorgen. Obwohl ich weiß, dass das nicht stimmt. Und auch er wird es ahnen.

Später bugsieren wir ihn irgendwie ins Bett. Als meine Mutter sagt, er müsse seine Position verändern, schaut er sie gereizt an. Er mag es nicht, wenn man an ihm herumzerrt.

Sein Schlaf ist unsere Erholung.

Am nächsten Morgen versucht er, im Bad das Fenster zu öffnen. Weil es ihm nicht gelingt, nimmt er seinen Spazierstock und will das Glas einschlagen. Meine Mutter versucht ihm den Stock zu entwenden. Er wehrt sich nach Leibeskräften, schafft es, das Fenster zu öffnen, und brüllt auf die Straße: „Hilfe! Meine Frau will mich umbringen!“ Passanten bleiben stehen, verfolgen die Szene. Ein Nachbar ruft die Feuerwehr.

IN DER ZWISCHENWELT

So hat es angefangen. Jedenfalls kam es uns damals so vor, weil sich die Krankheit zum ersten Mal mit Nachdruck offenbarte. In Wahrheit hatten wir ihren Beginn versäumt. Weil wir zu wenig wussten. Weil wir die Zeichen nicht gelesen hatten. Natürlich hatte es Hinweise gegeben. Zum Beispiel im Urlaub ein paar Monate zuvor, der unser letzter gemeinsamer werden sollte. Zum ersten Mal hatte mein Vater darauf verzichtet, selbst Auto zu fahren. Weil er immer wieder an seine Grenzen kam, wenn es darum ging, ein entferntes Ziel zu erreichen. Entweder verfuhr er sich hoffnungslos, oder er wusste nicht mehr, wie das Navi zu programmieren war. Er vergaß, das Licht auszumachen. Oder rechtzeitig zu tanken.

In jenen drei Wochen auf Usedom wollte er nichts tun, aber verlangte oft ängstlich nach unserer Gesellschaft. Ein Strandspaziergang? Ausgeschlossen, er könne nicht gehen. „Ich will nach Hause“, sagte er immer wieder. Sehr bald würde er nun auch zu Hause sagen, dass er nach Hause wolle. Zu Hause war für ihn kein Ort mehr, sondern eine Befindlichkeit, die er verloren hatte. Er war in sich selbst nicht mehr zu Hause. Würde sich bald mit Toten, die er im Raum wähnte, unterhalten oder von ihnen gestört fühlen. Es machte ihm Angst, wenn er seinen Freund Herbert im Zimmer stehen sah. Wir sagten ihm dann, weil wir schnell merkten, dass es in erster Linie um seine Beruhigung ging, Herbert habe sich sicher nur nach ihm erkundigen wollen. Vielleicht aber war Herbert der Vorbote eines Reiches, das bereits nach meinem Vater gerufen hatte. Auf der Erde war er nicht mehr hinreichend verwurzelt, aber noch hatte er zu viel Kraft, sie zu verlassen. Er bewegte sich in einer Zwischenwelt, voller Ängste und Irritationen.

Meine Mutter sagt, er müsse sein Insulin spritzen. Aber wie, bitte schön, spritzt man Insulin? 15 Jahre lang hat er jeden Tag in einen Finger gestochen, ein Blutströpfchen ausgedrückt auf einen Streifen, den er in ein Messgerät steckte. Aber nun hat er alles vergessen. Es ist ihm unmöglich, sich selbst zu piksen, und da er immer wieder zurückzuckt, will es auch uns nicht gelingen. Meine Mutter gibt ihm schließlich auf Verdacht eine ungefähre Dosis Insulin. Besser, als wenn er nichts bekommt.

Er sagt, er müsse auf die Toilette. Ich stütze ihn. Bis zu diesem Tag habe ich nicht gewusst, wie schwer mein Vater ist. Ich hake ihn unter, öffne die Tür, und er lässt mit großer Selbstverständlichkeit seine Hosen herunter.

DIE DIAGNOSE

Vaskuläre Demenz ist nach Alzheimer die zweithäufigste Form der Demenz und oft die Folge kleiner, stummer Infarkte im Gehirn. Während Alzheimer sich in der Regel sehr langsam zeigt, beginnt die vaskuläre Demenz oft mit plötzlicher Verwirrung als Folge eines solchen Infarktes. Nach kleinen Besserungen folgt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Verschlechterung, sie zerschlägt die Hoffnung, die Krankheit könne verschwinden. Anders als bei Alzheimer ist sich der Kranke oft länger seines Zustandes bewusst. Sein Verstand leistet mehr als sein Gedächtnis. Er weiß zumindest vage, was er eigentlich wissen müsste. Das ist das Problem meines Vaters.

Die Computertomografie, der er sich unterzieht, weist keinen frischen Hirninfarkt aus, das heißt jedoch nicht mit letzter Sicherheit, dass es keinen gab. Klar ist ein massiver Gehirnschwund, vor allem auf der linken Schädelseite, sowie vaskuläre („die Gefäße betreffende“) Schädigungen in den tief sitzenden Stammganglien. Dadurch wird das Gehirn nicht mehr ausreichend mit Sauerstoff und Glucose versorgt; es kommt zu dem, was Hirnforscher einen „neuronalen Untergang“ nennen. Hirnwasser, das normalerweise eine Schutzschicht zwischen Schädeldecke und Hirn bildet, füllt im Falle meines Vaters nun auch die Leerräume, in denen keine Hirnsubstanz mehr ist.

Der Stationsarzt sagt, nichts sei außergewöhnlich am Fall meines Vaters. Ich frage, ob ich ihm sagen darf, woran er leidet. Das, sagt der Arzt, liege sehr am Charakter des Patienten. Vielleicht müsse man mit dem Wort „Demenz“ zurückhaltend sein. Es ist abzuraten von allem, was die Panik des Patienten verstärkt.

Als mein Vater mich fragt: „Was fehlt mir denn? Bin ich verrückt?“, antworte ich: „Nein, dein Kopf spielt dir nur ein paar Streiche.“ „Du meinst, ich bin ein Halbidiot?“, fragt er und schaut mich dabei ernst an.

Neurowissenschaftler sagen, dass jede Erinnerung nur eine Erinnerung an eine Erinnerung ist. Fehlt ein Glied in dieser Kette oder gleich mehrere, ist die Erinnerung an sich selbst unvollständig. Die Geistesprozesse erodieren, die Identität des Betroffenen löst sich langsam auf. So ist der Demente ein Mensch, der im Verschwinden begriffen ist. Man möchte ihn festhalten, verzweifelt erhalten, aber er verflüchtigt sich.

Weißt du, wie alt du bist?

Wie alt ich bin, ja, ich glaube, mmh, also im Moment, ich muss 48 sein.

Ich bin 48, und ich bin dein Sohn ...

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das hätte ich jetzt nicht gedacht. Dann steck ich ja schon tief in der 49.

Du bist doch schon in Rente. Soll ich's dir sagen?

Na, wenn du's mir so aufdrückst, werd ich wohl 50 sein.

Du bist 87!

Das wirft mich völlig zurück.

Der Schrank mit den Erinnerungen ist für ihn verhängt von einem großen Kleidungsstück, das keinerlei praktischen Wert mehr besitzt. Es ist nur noch dazu da, den Zugriff zu verhindern. Vor dem Schrank steht ratlos mein Vater und fragt sich, wie er ins Innere gelangen könnte. Manchmal gelingt es ihm unter großer Kraftaufwendung, die Tür einen Spalt zu öffnen. Aber wie gewaltig sein Erschrecken, wenn er bemerkt, dass sich in diesem Schrank gar nichts befindet. Er ist sich sicher, im Laufe seines Lebens viel darin abgelegt zu haben. Aber nun starrt er in verstörende Leere.

Das zuletzt Erlebte wird zuerst vergessen. Eine ungewollte Regression, eine zweite Kindheit, wie oft behauptet wird, wobei es das Bild, wie Arno Geiger in seinem Buch „Der alte König in seinem Exil“ feststellt, eigentlich nicht trifft, weil dem Kind ja die positive Entwicklung innewohnt, der Weg des Dementen aber beharrlich nach unten weist. Eine Krankheit ohne Chance auf Heilung, von der in Deutschland mehr als 1,4 Millionen Menschen betroffen sind. 2030 werden es bereits etwa 2,2 Millionen sein. Wenn ich meinem Vater ins gequälte Antlitz blicke, schaue ich in die Zukunft dieser Gesellschaft. Vielleicht in meine eigene. Die Krankheit ist ganz nahe. Zu wem sie kommt, ist nicht ausgemacht, aber man muss mit ihr rechnen. Je älter man wird, desto mehr.

Die Krankheit, sagt Isabella Heuser, Direktorin der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie an der Berliner Charité, sei ein „Stück weit schicksalhaft“. Zuverlässig vorbeugen könne man nicht. Gesunde Ernährung, Bewegung, soziale Interaktion und sinnstiftende Tätigkeiten können zu einem gewissen Grad vor der Krankheit schützen. Gedächtnistraining bringe nichts.

Bei Alzheimer gibt es inzwischen vier zugelassene Mittel, mit deren Hilfe der Krankheitsverlauf leicht verzögert werden kann; aufhalten lässt er sich nicht. Ähnlich schwierig sind die Prognosen, wer eine Demenz entwickeln wird. Nur in etwa einem Prozent aller Fälle wird Alzheimer vererbt, vaskuläre Demenz ist grundsätzlich nicht erblich. Wohl aber sind es deren Risikofaktoren: Bluthochdruck, Diabetes und zu hohe Cholesterinwerte. „Wenn alle drei Faktoren erkannt und behandelt werden, gibt es kein erhöhtes Risiko für eine vaskuläre Demenz“, sagt Isabella Heuser. „Ist die Krankheit allerdings erst einmal ausgebrochen, haben wir nichts mehr in der Hand.“

Mein Vater hat seit Jahrzehnten mit allen drei Risikofaktoren zu tun, vermutlich steuerte er also schon seit Längerem in die Demenz. Ein Jahr vor dem offenen Ausbruch der Krankheit kommt ein Lebensereignis hinzu, das Psychologen als „aversiv“ bezeichnen: Der Tod seines engsten Freundes reißt ihn in eine Depression, die seine kognitiven Defizite verstärkt und offensichtlich macht. Das Stresshormon Cortisol treibt dabei die Werte für Blutfette und Zucker in die Höhe. Gefäßschädigungen sind sozusagen programmiert. Eine unzureichend behandelte Depression ist stets ein zuverlässiger Verbündeter der Demenz. Bei meinem Vater scheint sie gründlich gewirkt zu haben.

DIE SEHNSUCHT NACH FREIHEIT

Mein Vater leidet an sich und an der Krankenhaus-Umwelt, in die er nun hineingeworfen ist. Er war nie ein materieller Mensch, auf Luxus konnte er gut verzichten. Nicht aber auf seine geistige Freiheit. Und auch wenn ihm die Einordnung der Dinge nun zunehmend schwerfällt, spürt er, dass seine Krankheit und ihre Umstände ihm diese Freiheit zu nehmen drohen. Die Demenz ist die Antithese der Freigeistigkeit.

Dagegen rebelliert er. Mit der ihm verbliebenen Kraft beschwert er sich im Krankenhaus über alles, worüber man sich beschweren kann. Zunächst einmal über die anderen Patienten. Die wie in einer Endlosschleife die immer gleichen Dinge wiederholen. Eine Frau ruft etwa 2700-mal am Tag laut „Onkel Willy, Onkel Willy“.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mein Vater klagt: „Ich bin von Blöden umgeben.“ Er erkennt nicht, dass er, wenn auch in einem anderen Stadium, an derselben Krankheit leidet wie sie. Und er wird hart im Urteil über andere. Die Krankheit scheint die Altersmilde der vergangenen Jahre zurückzudrängen.

Als ich ihn das nächste Mal besuche, sitzt er da in Mantel und Hut, eine Tasche vor sich auf dem Tisch. Er sagt, er habe seine Flucht vorbereitet. Seine Flucht? Ja. Er fühle sich wie in einem Gefängnis, abgeschnitten von dem, was ihm vertraut war und ist. Ich erkläre ihm, dass er eine begrenzte Zeit im Krankenhaus bleiben muss. „Wie lange?“, fragt er. „Einen Monat, nicht mehr.“ Unvermittelt fängt er an zu weinen. Und dann erneut die Frage, warum er hier sei. „Weil dir dein Kopf Streiche spielt“, wiederhole ich meinen grauenhaft verharmlosenden Satz, um jede Formulierung zu vermeiden, die ihm seine Lage verdeutlicht. „Aber ich komme doch wieder zurück, oder?“

Darf ich ihn belügen? Um ihn zu schonen? Ich sage, dass ich offen mit ihm sprechen möchte. Dass meine Mutter es mit ihm im Haus nicht schafft. „Wir müssen nach einer guten Lösung suchen.“ Er schaut mich durchdringend an und sagt: „Jetzt redest du auch schon so wie die Ärzte!“ Er hat bemerkt, dass in meinem Ton Unsicherheit und auch eine Spur Falsches liegt, denn wenn ich von „wir“ rede, ist er schon längst nicht mehr eingeschlossen. Die Entscheidungen treffen nun meine Mutter und ich. Für ihn. Und nicht unbedingt in seinem Sinne.

In seinem Sinne: Dann wäre er wieder zu Hause. Die Krankheit nimmt ihm die Heimat und natürlich auch uns. Denn das Haus ist nun ja zur Hälfte unbewohnt. Im Wohnzimmer sein leerer Sessel. Unter der Leselampe mit dem großen Stoffschirm verkriecht sich niemand mehr einen ganzen Tag lang hinter seiner Zeitung, das Rascheln fehlt im Raum. Und auch das Schlurfen seiner Hausschuhe. Am Frühstückstisch bleibt die Seite zur Außenwand unbesetzt. Und unter dem Tisch sammeln sich an seinem angestammten Platz auch nicht mehr Unmengen von Krümeln. Von all dem, was dort in den letzten Jahren zusammengekommen war, sagt meine Mutter, hätte man einen Menschen ernähren können. Jedenfalls einen kleinen.

Darf ich dein Bett ein bisschen höher stellen?

Wenn es eine Nuance ist ... Ich warne vor gefährlichen Sachen, nicht, es darf kein gefährlicher Murks gemacht werden. Das ist von mir noch nicht erkundet.

Ich glaube, es würde dir guttun, wenn ich deine Lehne etwas aufrichte.

Das ist wahrscheinlich wahr, und deswegen werde ich mich jetzt eine halbe Stunde anziehen.

Was machst du hier den ganzen Tag?

Ich bin in dieses Zimmer gekommen. Na ja, sonst hab ich eigentlich nichts getan. Ich habe mich mit so 'nem Zettel da hinbegeben, wollte etwas notieren, nun ist es zehn nach vier. Ich hatte einiges vor, aber was es nun hauptsächlich war, das muss ich zugeben, entzieht sich meiner Kenntnis. Da sind, wie ich es sehe, doch Überlegungen nötig.

Als Rundfunkredakteur konnte mein Vater gut reden. Er verstand es, Gesellschaften zu unterhalten, und zog die Zuhörer mit einer feinen Mischung aus Charme und Selbstironie in den Bann. Nun brechen ihm die Anekdoten weg. Aber noch immer versteht er es, sich relativ gut auszudrücken. Mehr noch: Er versucht, die Tatsache, dass er nicht mehr so viel zu sagen hat, hinter gesteigerter sprachlicher Eleganz zu verstecken. Bemüht sich, seine Ausfälle wortreich zu kaschieren, Nichtigkeiten in endlosen Wiederholungen Nachdruck zu verleihen, sie zu ummanteln mit den Taschenspielertricks des Redners, der er einmal war. Aber seine Sätze zeugen natürlich auch vom Kampf um ureigenes Terrain: seine Sprache. Seine Fantasie.

Vordergründig sagt er nun oft lustige Dinge, weil der Wegfall von Wörtern ihn in eine eigenartige Kreativität hineinzwingt. Fällt ihm ein Begriff nicht ein, muss er anders ausdrücken, was er sagen will. Er schätzt meine Freundin, auch wenn sie ihm zu schnell redet und einen Beruf hat, den er nicht ganz versteht.

„Gute Rockwahl“, sagt er also.

Gute Rockwahl? Niemals hätte er früher so etwas gesagt. Aber es ist freundlich gemeint, von Herzen, ein Zeichen der Anerkennung, in die sich vielleicht eine Spur

alter Machismo gemengt hat. Einmal, als er glaubt, dass er meine Freundin möglicherweise nur schlecht unterhalten hat, bittet er mich nachdrücklich, ihr etwas auszurichten. Er sagt einen Satz, der mich in seiner klarsichtigen Poesie erschüttert: „Entschuldige mich bitte für meine Inhaltslosigkeit, aber ich bin nur noch ein halber Held.“

Zwischendurch der ständig wiederholte Vorwurf, man lasse ihn im Krankenhaus verrecken. Ein Vorwurf, der sich auch durch tägliche Besuche nicht entkräften lässt. Er weint, wenn wir kommen und wenn wir gehen. Und leider auch, wenn wir nicht da sind. Schwer, es ihm recht zu machen, aber wir bemühen uns. Die Krankheit ist ein Abbauprozess, der in Stufen nach unten führt. Ein langer Abschied, eine Reihenschaltung von Verlusten. „Ist es nicht kläglich, was aus einem Menschen werden kann?“, sagt mein Vater.

Man stelle sich einen Pianisten vor, der darauf vertrauen kann, dass die Tasten seines Instruments in einer bestimmten Reihenfolge angeordnet sind. Der aber nun feststellen muss, dass auf einmal die Tasten fehlen, wenn er einzelne Töne anschlagen will. Er greift ins Leere, die Melodie erstirbt. Dennoch versucht er weiterzuspielen. Er improvisiert. Aber je mehr Tasten in der Klaviatur fehlen, desto fragmentarischer wird die Musik. Sie verliert erst ihren Charakter. Am Ende verstummt sie.

Meine Mutter erwirkt, dass er früher aus dem Krankenhaus entlassen wird. Die Ärztin hatte gesagt, sie würden noch eine Punktierung erwägen, um überschüssiges Hirnwasser abzuleiten. Mitunter könne dieser Eingriff dem Patienten zumindest vorübergehend Erleichterung bringen, indem er den Kopfdruck verringere. Er werde oft als nicht schmerzhaft empfunden. Was heißen muss, dass es offenbar auch andere Empfindungen geben kann. Allerdings müsse man den Eingriff etwa alle drei Monate wiederholen. Es gibt unterschiedliche Meinungen zur Wirksamkeit dieser Behandlung. Die meiner Mutter steht nach einer Frage an meinen Vater fest: „Hast du Kopfschmerzen?“ – „Nein!“ Damit hat sich die Punktion erledigt.

RUHE SCHÜTZT NICHT MEHR

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nach einem Monat im Krankenhaus wird mein Vater in ein Pflegeheim verlegt. Es liegt direkt gegenüber dem Haus meiner Eltern. Wir empfinden es als großes Glück, dass dort ein Platz zu bekommen war. Meine Mutter muss nur ein paar Schritte über die Straße gehen. Sie denkt, dass es vielleicht möglich sein wird, ihn hin und wieder nach Hause zu holen, wenigstens stundenweise.

Sie richtet ihm das Zimmer ein. Ein Teewagen, auf dem Fotos meiner Eltern stehen, ein paar auch von mir. Lächelnde Menschen, die Zuversicht ausstrahlen, und ein paar Tierbilder, weil meine Mutter der Meinung ist, dass diese einen beruhigenden Einfluss haben.

Das Zimmer ist zur Straße gelegen. Was gut ist für meinen Vater, denn völlige Ruhe, die er früher immer geschätzt hat, stürzt ihn jetzt zuverlässig in seine verwirrende Innenwelt. Er isst, als wir ihn gegen Abend besuchen. Die Teetasse steht in bedrohlicher Schräglage neben der Ausbuchtung im Tablett. Er sagt, er müsse nun etwas Wichtiges mit uns besprechen. Fasst uns bei den Händen, strahlt uns an und sagt: „Der Familienverbund ist doch das Schönste!“

Weil er in dieser Nacht randaliert und schreit, wird er morgens auf eine andere Station verlegt. Hier sind nun nur noch Demente. „Leute, mit denen ich nicht reden kann“, klagt mein Vater. Und dass er es nicht aushalte.

Wann fahren wir endlich zurück nach Berlin?

Wir sind in Berlin!

Was ist das hier?

Ein Pflegeheim.

Ist das weit von zu Hause?

Ich zeichne ihm einen Plan, der zeigt, dass er sich nur etwa 200 Meter von zu Hause entfernt befindet. Ich mache ein Kreuz für unser Haus und schreibe „Mama“ darauf. Dann zeichne ich den Grundriss des Altersheimes, die ungefähre Lage seines Zimmers und verseehe auch das mit einem Kreuz. Ich versuche ihm deutlich zu

machen, dass er, wenn er auf der anderen Seite des Heimes wohnte, direkt ins Küchenfenster unseres Hauses blicken könne.

Als meine Mutter etwas sagen will, führt mein Vater den Finger zum Mund. Der Sohn soll in seiner Konzentration nicht gestört werden, während er so ungemein Wertvolles anfertigt. Ob es wohl einen Platz gibt, wo wir diese hilfreiche Zeichnung sicher deponieren könnten? Er ist sehr besorgt. Ich sage ihm, dass ich den Plan immer wieder zeichnen könnte, falls er ihn verlieren sollte.

Also bisher war es ja so, dass diese ... wie hatten wir diese Straße genannt?

Lichterfelder Ring!

Ja, dass der sozusagen direkt auf uns zulief.

Nein, das ist die nächste Straße.

Moment, das ist mir immer noch nicht klar. Kannst du es nicht mal aufmalen?

Ja, das hier ist der Achenseeweg.

Der ist mir auch schon durch den Weg gegangen. Und zwar als irritierend. Haben wir denn jetzt Schnee oder nicht?

Ja, sie haben gesagt, dass es in den nächsten Tagen schneien könnte.

Tatsächlich? Spürbar?

Hin und wieder taucht er auf in unserer Welt. Kurzbesuche in der Realität. Wir klammern uns an die Gelegenheiten, in denen eine Verbindung mit ihm, so vage sie sein mag, noch möglich ist. Wir werden ihr hinterhertrauern. Ich weiß nicht, ob ich meinem Vater mehr Klarheit wünschen soll oder noch stärkere Nebel, die sich über sein Bewusstsein legen. Die leichte bis mittelschwere Phase seiner Demenz ist ebenso schmerzvoll für ihn wie für uns. Die lichten Momente, in denen er mit großer Klarsicht bemerkt, dass er sich in einer gänzlich unwürdigen Situation befindet. In der er Menschen ausgeliefert ist, die ihn wie ein Kind behandeln. Nicht aus Desinteresse

oder Kälte, wie er zuweilen argwöhnt, sondern weil er der Definition des Erwachsenen, dem die Bewusstheit zugrunde liegt, nun amtlich nicht mehr genügt.

Im Gutachten zur Feststellung der Pflegebedürftigkeit gemäß SGB XI steht, dass die Alltagskompetenz meines Vaters in erheblichem Maß eingeschränkt ist: „Der Versicherte wurde vollständig bekleidet im Zimmer angetroffen, die Kontaktaufnahme ist freundlich. Der Sinn der Begutachtung wird nicht erfasst.“ Stattdessen wird ihm die Unfähigkeit attestiert, „eigenständig den Tagesablauf zu planen und zu strukturieren. Es besteht eine mangelnde Befähigung zu eigenständig strukturierter regelmäßig durchgeführter Selbstversorgung. Ohne lenkende Vorgaben würden die Körperpflege vernachlässigt und keine regelmäßigen Kleiderwechsel stattfinden. Alle Toilettengänge erfordern Hilfestellungen.“ Das Gutachten schließt mit dem Satz: „Eine Minderung des Hilfsbedarfs ist nicht zu erwarten.“

In einem Altersheim für Demente ist ein Mensch aller Aufgaben enthoben. Es sind andere, die ihn waschen, das Essen oder die Medikamente bringen. Im Grunde fordert das Leben dort keine Anstrengung. Und doch empfindet es mein Vater als unsagbaren Stress. Weil es ihn Kraft kostet, sich in einer unvertrauten Umgebung zu orientieren. Weil der Kontakt zu Fremden, außerhalb seines Berufslebens, schon immer eher Aufgabe meiner Mutter war. Weil er, trotz einer intellektuellen Überlegenheit, die er manchmal auch auszuspielen wusste, wenn er etwa ohne Weiteres eine Stunde über Friedrich den Großen, Literatur in der Weimarer Republik oder das Theaterwesen in der DDR referieren konnte, weil er also in praktischen Dingen zuweilen vollständig versagte.

Meine Mutter hat sich oft beschwert, dass er sie in seiner Wortgewalt nicht zum Zuge kommen lasse. Nun aber haben sich die Kräfteverhältnisse verändert, nun ist sie ihm geistig überlegen. Vielleicht hat sie sich in ihrem Leben oft ein bisschen zu sehr über ihren Mann definiert, weil sie einer Generation entstammt, in der das so üblich war; jetzt aber ist mein Vater gezwungen, sich über sie zu definieren. Weil er, durch die Krankheit „entgeistigt“, merkt, dass er ohne sie nichts mehr ist.

Die Krankheit verlangt unsere Dauerpräsenz. Der Trost, den wir zu spenden versuchen, zerschellt oft an einer unsichtbaren Wand, die ihn zu umgeben scheint. Ihn

die Freude an kleinen Momenten zu lehren, erweist sich als nahezu übermächtige Aufgabe.

Als ich für ein paar Tage wegfahre, wünscht er mir schöne Ferien. Und dass er mir keine zu schweren Sorgen bereite. Wie er das meint? „Na, es läge ja ein wenig auf der Hand, oder?“ Immer ist sie da. Die Koketterie mit dem Tod.

Aber oft ist er auch nicht kokett.

„Lass uns zusammen sterben“, schlägt er meiner Mutter ein ums andere Mal vor.

„Nee“, sagt sie, „jetzt wird nicht gestorben. Wir trinken jetzt erst mal Tee.“ Was soll man auf einen solchen Vorschlag auch antworten? Aber sein Reden über das Sterben nagt an ihr und höhlt sie aus. Und irgendwann, als sie sein Unglück im Pflegeheim nicht mehr mit ansehen kann, macht sie, ihrer eigenen körperlichen Schwäche zum Trotz, etwas Bemerkenswertes. Ganz und gar Unerhörtes. Etwas, das mir Respekt und Bewunderung abverlangt. Nach nur sechs Wochen, die ihr Mann im Heim ist, in jenem Moment, als sich das Leben mit ihm seinem Tiefpunkt nähert, sagt sie: „Ich hol dich hier raus!“

DIE WELT WIRD KLEIN

Er soll wieder zu Hause wohnen. Bei ihr. Ohne den täglichen Abschiedsschmerz und seine traurigen Augen, wenn sie geht. Sie hat sich Gedanken gemacht, ein Platz für ihn ist schon bestimmt. Sein Schlaf- und Arbeitszimmer im ersten Stock wird er vermutlich nicht wiedersehen, er kann nur noch mit größter Mühe laufen, besser, wenn er im Erdgeschoss untergebracht ist. Meine Mutter will die Couch im Wohnzimmer so weit an den Sekretär schieben, dass dort ein Pflegebett stehen kann. Er wird genügend Licht haben am großen Fenster mit Blick auf die Terrasse und den Steingarten. Und er kann in die offene Küche schauen, während sie arbeitet.

Natürlich weiß sie, dass sie ihn nicht versorgen kann. Dass sie professionelle Pflegekräfte bestellen muss. Aber was ist, wenn mein Vater, dessen Eigensinnigkeit nun größer geworden ist, diese ablehnt? Wenn er wieder anfängt zu schreien, wenn er

14-mal in der Nacht die Mutter sehen möchte? Und sich vielleicht bald auch hier nicht mehr zu Hause fühlt?

Meine Mutter sagt: Wenn es nicht klappt, dann müssen wir uns etwas Neues überlegen. Aber sie möchte sich nicht vorwerfen müssen, sie hätte nicht alles versucht. Er soll ihre Liebe spüren. Bis zum Schluss.

Ich ruf mal die Mama an. Mmh, besetzt.

Was ist das?

Wenn sie selbst telefoniert, dann kann ich sie nicht erreichen.

Ah, das gelingt jetzt nicht?

Ja, weil sie grad mit jemand anderem telefoniert. Verstehst du?

Ja, das überschätzt allerdings selbst meine Möglichkeiten um ein Vielfaches.

Ein paar Tage vor seiner Entlassung fühlt sich mein Vater ganz wohl, jedoch irritiert ihn, dass es die meisten Dinge in seinem Zimmer gleich zweimal gibt. „Wenn ich mir das so anschau, ist dieser Raum völlig überbelastet. Diese Tür, diese Tür, und dort noch eine, das ist doch eine Überwuchtung“, stellt er fest. Besonders die beiden schweren Schränke, die er als „klötzig“ empfindet, erregen sein Missfallen: „Wie könnte man das modifizieren, ohne jemand zu kränken?“ Ich sage, dies sei doch nicht nötig.

„Also eingebildet?“, fragt er, weil er überprüfen will, ob er wieder mal einer Sinnestäuschung erlegen ist. Nein, beruhige ich ihn, deshalb, weil er ja bald nach Hause zurückkehren werde, bis dahin könne er sich doch arrangieren.

Er hört Geräusche auf dem Gang und fragt sich, was fremde Leute in seinem Haus verloren haben. Ich sage ihm, dass er in einem Pflegeheim ist. „Also das möchte ich nicht unmittelbar vor meiner Haustür haben“, insistiert mein Vater. „Das muss sich eigentlich auch beheben lassen. Oder meinst du, dass das unauflösbar ist?“ Ich sage ihm, dass die Pfleger draußen die Essenswagen schieben. – „Ach, die arbeiten im

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Garten?“ Nein, sie würden das Essen austragen. – „Ein interessanter Punkt. Dann habe ich im letzten Halbjahr sozusagen gar nicht vermerkt, dass für mich Essen gemacht wurde?“

Der niederländische Psychologe Huub Buijssen stellt das Langzeitgedächtnis als eine große Bibliothek, angefüllt mit Tagebüchern, dar. Bei Demenz baut sie sich von hinten nach vorn ab: Zuerst verschwinden die Tagebücher des Jahres vor Beginn der Demenz, dann die vom Jahr davor und so weiter. Die Sprache ist über viele Hunderte Tagebücher verteilt abgelegt, deshalb nimmt die Fähigkeit zur Kommunikation erst ganz allmählich ab. Am längsten bleiben die Jugendtagebücher erhalten.

Die vier wichtigsten Ereignisse seines Lebens: Erstens, „alles aufzubieten, um nicht zur Wehrmacht eingezogen zu werden“. Dreimal entgeht er dem, weil er vor der Musterung im Wehrbezirkskommando Dresden auf nüchternen Magen eine Zigarre raucht und dann ein ganzes Fläschchen Herztropfen „Essentia aurea“ schluckt. Zweitens, „die Entscheidung, Langebrück zu verlassen“. Weil sein Vater ihm gesagt habe, er solle in den Westen gehen, dort sei die Zukunft. Drittens, „dass ich deine Mutter kennengelernt habe“. Viertens: 1962 wird er als Redakteur beim RIAS festangestellt.

Weißt du, was du beim RIAS gemacht hast?

Ja, weiß jetzt nicht, worauf du anspielst.

Du hast doch beim Radio gearbeitet ...

Ach ja, im Radio ... Und zwar recht viel.

Weißt du noch, was du da gemacht hast?

Habe sehr viele Leute kennengelernt. Den wunderbaren ... den Direktor des Orchesters und auch Japaner und alles mögliche, natürlich nur im Warteraum.

Seine Interessen brechen nun der Reihe nach weg. Als besonders traurig empfinde ich den Verlust der Musik, die ihn sein Leben lang wie ein Vertrauter begleitet hat. Und die vielleicht sogar den Grundton seiner politischen Überzeugung

bildete. Die Russen hatten ihm sein Fahrrad geklaut, die Amis aber brachten Kaugummi und Jazzplatten nach Deutschland. Count Basie, Duke Ellington, Ella Fitzgerald und Frank Sinatra – das war eine Besetzung, wie sie ihm gefiel.

Interessiert dich die Musik noch?

Also, Musik interessiert mich nach wie vor brennend, allerdings nicht in der Weise, dass ich möglichst darüber stolpere.

Würdest du denn gern mal wieder Musik hören?

Alles zu seiner Zeit.

Ich stelle den Lautsprecher meines Handys auf laut und spiele den zweiten Satz aus der Orchestersuite Nr. 3 unseres Lieblingskomponisten: Johann Sebastian Bach. Das Gesicht meines Vaters entspannt sich, er fällt in tiefe innere Ruhe. Und dann stehen Tränen in seinen Augen. „Unfassbar. Wie kann einem so etwas einfallen? Ein Abgrund“, sagt er. Um sich sofort zu korrigieren: „Abgrund ist eigentlich falsch. Eher ein Aufschwung.“ Ich sage ihm, dass er wieder Musik hören müsse, weil sie ihm guttue. „Ja, das ist vollkommen richtig“, antwortet er. „Bis zum heutigen Abend ist es verhindert worden durch 1026 Verhinderungen und Beiläufigkeiten und so weiter, aber wenn dann plötzlich so etwas aufscheint ...“

Ich bin nach diesem Gespräch voller Hoffnung: Vielleicht kann man ihn mithilfe der Musik aus seiner Lethargie reißen. Ein paarmal gelingt es mir, ihn zum Musikhören zu bringen. Aber irgendwann empfindet er selbst Musik als Störung, als Belastung, als etwas, das ihm Konzentration abverlangt, über die er nicht mehr verfügt. Sein Gehirn wird durch die Krankheit ohnehin langsam kleiner, aber nun entzieht er ihm auch noch selbst die Nahrung.

SÄTZE WIE PUZZLETEILE

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am Tag seiner Entlassung stehen wir gegen Mittag in seinem Zimmer, in dem nun das zweite Bett belegt ist von einem Mann, der auf Ansprache nicht reagiert. Er starrt mit offenem Mund an die Decke, so als sei nur von dort Erlösung zu erwarten. Mein Vater schläft und ist dann ungehalten, dass plötzlich Unruhe verbreitet wird. Dass jene Dinge, die gerade erst aufgebaut worden sind, nun wieder in den Koffer müssen.

Er sitzt im Rollstuhl, und ich fahre ihn auf die Straße. Seit Wochen das erste Mal frische Luft, der Winterwind schlägt ihm ins Gesicht, mein Vater scheint sich zu freuen.

„Weißt du, wohin wir jetzt fahren?“, frage ich ihn. Was er sieht, ist neu für ihn, die Straßenkreuzung, über die er Tausende von Malen gegangen ist, erscheint ihm unvertraut. Unser Reihenhaus erkennt er, allerdings wundert er sich, dass es nicht vermietet ist. Er ist ungeduldig. Zur Mutter sagt er: „Halt den Laden nicht auf!“ Sie hat einige Kartons am Eingang abgestellt, die im Wege sind. „Es sind ganze Pakete mit Windeln abgegeben worden“, erklärt meine Mutter, was sich dem Vater nicht erschließt: „Windeln? Warum denn das?“

Er hält sich am Geländer fest, ich stütze ihn, wir öffnen die Tür: Er ist wieder zu Hause. „Mein Haus, dein Haus, unser Haus“, sagt er wie in einer Sprachübung, unklar, ob das jetzt Gleichgültigkeit oder Freude ausdrücken soll. Er sieht das Pflegebett im Wohnzimmer und sagt: „Das kommt hier wieder raus!“ Seine Meinungsfreudigkeit hat er noch nicht eingebüßt.

„Und wo willst du schlafen?“, fragt meine Mutter.

„An einem anderen Ort, aber jedenfalls nicht hier.“

„Ich dachte, du freust dich, wenn du immer bei mir bist. Wir können uns unterhalten, wenn ich in der Küche bin.“ Das leuchtet ihm ein. Er setzt sich auf einen Sessel und lässt das Zimmer auf sich wirken. Die Eichenschrankwand, das Sofa mit der großen Lehne, die offene Küche mit dem Esstisch. Mein Vater sagt: „So, jetzt bin ich wieder Mensch und bekomme ein Butterbrot.“

Die Medikamente schlagen gut an, die paranoiden Ängste haben sich gelegt, er vergisst viel, aber er ist einigermaßen fähig zu kommunizieren. Langsam hebt sich

seine Laune. Er prüft die Position des Fernsehers, attestiert der Sofalehne „eine immense Stabilität“ und bringt das Gespräch zurück auf das merkwürdige Bett, das man ihm da offenbar unterjubeln will. Er möchte Probe liegen, lässt sich allerdings so ungeschickt vom Bettrand nach hinten fallen, dass er hart gegen die Wand stößt. Er befühlt erschrocken seinen Kopf und sagt: „Gott sei Dank war der Schlag nicht so stark, dass er als Blut sich ergoss.“

Später sitzt er im Sessel und rekapituliert die Genese seines Unglücks. Und macht einen Monate zurückliegenden Sturz in der Essecke für seine Kopfprobleme verantwortlich. Wir korrigieren diese Sicht nicht. Denn die Folgen eines Sturzes kann man überwinden, die Demenz nicht. Beim Versuch, sich selbst zu ordnen, erschafft der Vater nun Wortgebilde, die die Gesetze der Grammatik überwunden haben. Die falsch sind und doch richtig, das Abbild eines Innenlebens, das aus den Fugen geraten ist: „So kann man in die Fehler gehen. Hier schweben völlig neue Gedanken ein, verstehst Du. Ich war tief irritiert. Weil ich mir denken musste, Mensch, das ist deine eigene Frau. Und schon steht sie auf dem Bettrand. Und sagt: Das ist alles in völliger Ordnung. Das heißt, eigentlich sagte sie es nicht, aber sie tat so, als sei es genau so gewesen. Und das erschien mir nun sehr gewagt. Doch hat diese Bemerkung von ihr nie stattgefunden.“

Mein Vater redet in Zungen. Sätze ohne Verankerung, frei schwebende Puzzleteile, Unsinnsetzen und kreative Verrücktheit. Wie denkt einer, der so spricht? Was muss in seinem Kopf vorgehen? Ich bin ebenso erschrocken wie fasziniert. Mein Vater, der in den vergangenen Jahren, seinem Alter geschuldet, mit gewisser Erwartbarkeit redete, wird nun unkonventionell. Am Abgrund bekommen seine Gedanken Auftrieb aus ungeahnter Quelle, haben eine fast poetische Strahlkraft. Mein Vater ringt um Inhalt und Form und ist dabei, beide Kämpfe zu verlieren. Doch habe ich ihn selten so schöpferisch erlebt. Das, was ihm sein Leben erschwert, macht seine Sprache nun außerordentlich.

Es geschieht viel Komisches in dieser kreativen Phase der Demenz, an die wir uns gern erinnern werden, nachdem sie von den Nebeln der Depression erstickt worden sein wird. Zuweilen führen wir nun Gespräche, in denen mein Vater Nichtigkeiten mit Bedeutung auflädt. Er, der stets litt, wenn ein gewisses

Gesprächsniveau unterschritten wurde, kann sich nun ausufernd über das Wesen von Hausschuhen unterhalten.

Auch Toilettengänge werden nun zuweilen kommentiert: „Wenn die Großmacht groß macht.“ Weil er mit dem Telefon überfordert ist, erklärt er kurzerhand: „Die Bedienungselemente sind alle Schrott.“ Als er die Notwendigkeit eines Augenarztbesuches unterstreichen will, sagt er zu meiner Mutter: „Du musst doch erbleicht sein, als du meine Augen auf dem Fußboden herumkullern sahst.“ Die Mutter sagt, sie komme nicht einmal mehr dazu, sich die Haare zu waschen, weil sie keinen Moment der Ruhe hat. Der Vater spricht aus dem Sessel: „Alles eine Frage der inneren Disziplin!“

Ich habe solche Angst.

Wovor hast du Angst?

Na, vor dem Tod. Ich habe auch gar keinen Hunger mehr. Das ist doch typisch für das Ende, nicht wahr?

Er habe keine Angst vor dem Ereignis, hat er noch vor einigen Jahren gesagt, nur vor dessen Art. Er hatte gehofft, dass er diskret aus dieser Welt gehen werde. In einer guten Laune vielleicht sogar. In jedem Fall gnädig. Aber nun muss er seinem eigenen stückweisen Sterben zuschauen. Merkt, wie jeden Tag etwas Neues in ihm verloren geht. Diebesbanden wüten in ihm und räumen ihn langsam aus. Stehlen seine Fähigkeiten, seine Vorlieben, seine Gedanken und Erinnerungen.

Er versucht, sich gegen ihren Zugriff zu wehren, also beginnt er Notizen zu machen. So wie ein Haus erst durch seine Wände entsteht, braucht das Bewusstsein Ankerpunkte. Mein Vater sammelt jetzt Daten, die er mit kleiner Schrift in ein Tagebuch einträgt. Er sei sich selbst schuldig, aufzuschreiben, was er noch wisse. „Sehr namhafter Gedächtnisverlust wegen Sturz auf der Treppe“, so beginnen seine Eintragungen. „Definitive Rückkehr in unser Haus“ steht dort mit annähernd richtiger Hausnummer. Mein Vater sagt, er arbeite daran, seine Identität wiederzugewinnen.

Und dass dies ein schwerer Kampf ist. Ein Zweifrontenkrieg: um die Vergangenheit und die Gegenwart. Jedenfalls, wenn man die Zukunft abzieht.

Der neue Rollstuhl wird geliefert. Mein Vater spricht zunächst von einem „schwierigen Instrument, das hohe Sachkenntnis erfordert, um es in Gang zu setzen“. Andererseits zeigt er sich beeindruckt von der „äußersten Robustheit“. Nach eingehender Klopf-Prüfung kommt er zum Schluss: „Der muss im Koreakrieg erprobt worden sein.“

Wollen wir mal auf die Terrasse?

Lass mich das erst überprüfen, wenn ich mich hierhin gesetzt habe.

Willst du den Anorak anziehen?

Wir werden das sehen, ohne getrieben zu werden.

Willst du deine Mütze?

Ohne Kopfbedeckung, das ist nun ganz schleierhaft!

Das machst du gut.

Na, gut ist falsch übertrieben ... Wie lang muss ich denn noch rumlaufen? Ich will wieder rein. Ist es erlaubt?

Natürlich.

Langsam zählend geht er zehnmal im Kreis herum, eigentlich schiebt er den Rollator nicht, er hängt in ihm wie ein klammernder Boxer an seinem Gegner, der auf den erlösenden Gongschlag wartet. Der Terrassengang ist die einzige körperliche Aktivität seines Tages. Die meisten anderen Dinge werden ihm abgenommen. Morgens um acht Uhr kommt ein Mann, den er „Wäscher“ nennt, und eine Schwester, die auch am frühen Abend noch einmal erscheint. Die ihm Insulin spritzt, Medizin gibt. Manchmal erscheint auch noch mittags jemand, aber sowohl mein Vater als auch meine Mutter versuchen das zu vermeiden, weil es unnötige Unruhe in ihr ohnehin ruheloses Leben bringt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mein Vater, der bis vor wenigen Jahren den Großteil seiner Zeit mit Zeitunglesen verbrachte, hat nun Schwierigkeiten, auch nur einen einzigen Artikel zu erfassen. Bald schon wird er nach dem Schreiben auch das Lesen einstellen, weil sich die Buchstaben nicht mehr zu etwas Sinnhaftem zusammenfügen wollen. Er verabschiedet sich aus der Welt des Geschriebenen, die ihm immer Geborgenheit gewährt hat. Mein Vater ist der einzige Mensch, den ich kenne, der lange Brief schrieb. Hin und wieder versucht er sich noch an geistigen Dehnübungen. Er fragt mich: „Kennst du eigentlich Wirtinnenverse?“ Meine Mutter ist nicht begeistert von dieser Art Witze, aber sie möchte ihn auch nicht bremsen bei den traurigen Versuchen, seinem Hirn längst Verschüttetes abzuringen. Mein Vater katapultiert sich also zurück in die Pubertät und rezitiert stolz: „Frau Wirtin hat auch eine Nicht’, die konnte zwar, doch durft sie nicht ...“ Fast ohne zu stocken, kann er fünf Verse vortragen, sieben Minuten komprimierte Zotigkeit. Wir sind entsetzt und klatschen Beifall.

Noch befindet er sich in der Phase der mittelschweren Demenz. Noch meldet er sich am Telefon: „Hier spricht dein verwirrter Vater.“ Noch weiß er um seinen Zustand. Und dass er ohne die aufopferungsvolle Pflege meiner Mutter verloren wäre. „Von mir habt ihr nichts Gutes mehr zu erwarten“, antwortet er auf Fragen, wie es ihm gehe. Er fühlt sich in seinem Haus nicht mehr zu Hause, sondern, wie er sagt, „in einer Atmosphäre der Zwischenstaatlichkeit“.

Er betet nun täglich dafür, sterben zu dürfen.

Oft wird den Alten empfohlen, sich auf die schönen Momente zu konzentrieren. Sich nicht über Leistung zu definieren, sondern an dem zu orientieren, was sie noch schaffen können. Aber viel ist das ja nicht mehr. Und Schönes, sagt er, könne er beim besten Willen nicht sehen. Nur ein gedehntes, zähes Warten auf das Unausweichliche.

Er ist abgemagert. Meistens liegt er, weil ihn sogar das Sitzen anstrengt. Beim Frühstück schlingt er sein Marmeladenbrötchen appetitlos in sich hinein. Damit er fertig gegessen hat, bevor die Kraft ihn verlässt. Warum muss er sich noch so erleben? Dieses Dahindämmern in einen überraschungsfreien Tag ohne Impulse und Inspiration. Ohne Zugriff auf die eigenen Register.

„Ist es nicht ungerecht“, sagt mein Vater, „dass das Alter ausgerechnet am Ende des Lebens steht?“

Ich fahre ihn mit dem Rollstuhl zu den nahe gelegenen Rapsfeldern und versuche, ihm die Schönheit der Farben nahezubringen. Wir reden auch über Fußball und die Weltmeisterschaft. Meiner Mutter wird er später anvertrauen, er interessiere sich schon lange nicht mehr dafür. Er würde nur so tun, um mir einen Gefallen zu erweisen. Um ein Gespräch zu ermöglichen, das von der Leidenschaft anderer erzählt. Denn worüber soll man reden, wenn nichts mehr in einem ist?

Darf ich dich fotografieren?

Mach nur in Ruhe. In mir hast du jemand, der stillhält.

Andreas Wenderoth hat lange überlegt, ob er diese Geschichte schreiben sollte. Bis er verstand, dass sie für alle in der Familie einen Nutzen hat: Sein Vater genoss die besondere Zuwendung. Der Autor selbst konnte schreibend die neue Situation besser annehmen. Und um sie zu erklären, kann seine Mutter künftig einfach den Artikel verteilen.

Bauer kauft Frau

Die Partnersuche wird in China immer schwieriger. Auf dem Land entstehen Junggesellendörfer, mancher Bauer besorgt sich seine Braut bei Menschenhändlern. Denn die Frauen ziehen in die Städte, wo sie Arbeit finden und auf eine gute Partie hoffen. Die Männer dort heuern teure Vermittler an

Fritz Schaap, Welt am Sonntag, 23.11.2014

Herr Jia blickt starr auf den Bambus, der hinter seinem Haus wächst. Seine Augen sind glasig, an seinem Kinn sprießt ein struppiger Bart. Jia wartet darauf, dass seine Kinder aus der Schule unten am Fluss kommen. Unruhig bewegen sich die Hände in den Taschen der Hose. "Da ging sie", sagt Jia. "Am 11. Januar 2009." Er will ihren Namen nicht aussprechen. Er meint: seine Ex-Frau. Es ist der Tag, an dem er, an dem seine ganze Familie zerbrach und seine Kinder ihre Mutter verloren. "Sie sind alles, was mir damals noch blieb", sagt er mit tiefer Stimme. Ohne sie wäre ihm sein Leben ganz entglitten.

Jia arbeitete damals im Kohlebergwerk, oben in den Bergen, tief unter der Erde. Es lag Schnee, wie jeden Abend schleppte er sich müde, das Gesicht verschmiert vom Kohlenstaub, den Hang hinunter, die steinigen Pfade hinab zum kleinen Bauernhof der Familie. Er trug einen dicken Mantel und dachte ans Essen, das seine Frau gekocht haben würde, an die drei Kinder, die sich am Feuer unter dem großen Topf wärmten. Die Kinder waren da, als er ankam, die Frau nicht. Am späten Abend klingelte sein altes, zerkratztes Handy.

"Sie sagte nur, sie kommt nicht wieder. Mehr nicht", sagt er und starrt weiter, an den Pfosten gelehnt, in eine Ferne, hinten an den Hängen.

Die Ehe, sie ist ein Problem geworden in China. Auf dem Land anders als in den

Großstädten. Für Frauen anders als für Männer. Für Arme anders als für Reiche. Der Übergang zur Marktwirtschaft, die Öffnung des Landes haben viele Freiheiten gebracht, Reichtum, Besitz, Reisefreiheit. Doch die Freiheit, heiraten zu können, wenn man möchte, bereitet den Chinesen große Sorgen.

Es ist eingetreten, wovon Experten seit vielen Jahren gewarnt haben. China, die Wirtschaftsmacht Nummer eins in der Welt, hat ein großes Problem. Das Arbeiterheer, Garantie des beispiellosen Aufschwungs, schrumpft. Alleine im Jahr 2012 um 3,5 Millionen Menschen. Es gibt immer mehr Alte und immer weniger Junge. In einem Land, in dem Kinder oft noch immer die Altersvorsorge sind, kann das bittere Armut bedeuten. Chinas demografisches Problem wird auch ein wirtschaftliches werden. Die Ausgaben für Renten und Krankenversicherungen werden steigen, dort, wo es sie gibt. Folgen der jahrzehntelangen Ein-Kind-Politik (siehe Kasten "Chinas Ein-Kind-Politik").

Es ist ein einzigartiges Phänomen. China wird alt, bevor es wirklich reich werden konnte. Dazu kommt, dass mit dem Geld die Ansprüche an das andere Geschlecht gestiegen sind. Der neue Wohlstand hat dazu geführt, dass Eltern ihre gebildeten Töchter auf einer Art Flohmarkt anbieten und Männer sich ihre Beine operativ verlängern lassen, um dem Ideal eines großen Mannes näherzukommen.

Auf der ganzen Welt leben mehr Männer als Frauen, das Verhältnis liegt statistisch gesehen bei 106 zu 100. In China ist der Unterschied deutlich größer. Auf 100 Frauen kommen dort 118 Männer. Laut einer chinesischen Studie werden deshalb in den nächsten zwei Jahrzehnten 40 bis 50 Millionen Chinesen ohne Frau bleiben. Schon heute gibt es 34 Millionen mehr Männer als Frauen. Ein Mann ohne Frau, das ist ein Debakel in einem Land, in dem Kind und Ehe das Ansehen eines Mannes bestimmen. Das gilt für beide Welten. Die der reichen Finanzzentren wie Peking oder Shanghai. Aber vor allem auf dem Land. Schon jetzt gibt es Tausende Junggesellendörfer. Dörfer wie Ban Zhu Shan, in dem Herr Jia mit seinen Kindern lebt.

Von Shanghai aus gelangt man dorthin, wenn man dem Jangtsekiang-Fluss hinauf bis in die Provinz Hunan folgt. Alte Holzhütten, dunkel und schief, schmiegen sich an den Hang. Bambus beugt sich über die schmalen Pfade zwischen den Häusern,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Reisig und Brennholzbündel liegen herum. Jias Hütte liegt unten am Hang, dort, wo er seine Süßkartoffeln anbaut und die vier Schweine hält, die ihm geblieben sind. Er ist Mitte 40. Die letzten fünf Jahre hängen an ihm wie Blei.

"Ich schicke die Kinder zur Schule, und ich esse", sagt er und jedes Wort klingt, als sei es ihm eine Qual. Das ist nun sein Leben mit dem Stigma. Verlassenwerden bedeutet fast noch mehr Schande als das Alleinsein. Es ist ein Beweis der Unzulänglichkeit, so sieht man das auf dem Land. Jia hat sich davon nicht erholt. Seine Mutter, über 90, hat ihm nie verziehen. Eine alte, gebückte Frau, die im Haus auf einer kleinen Feuertonne kocht. "Immerhin kümmert er sich um mich", murmelt sie, während sie nach draußen humpelt und paar Hühner verscheucht. Auch sein älterer Bruder hat keine Frau, seine Schwester ist in die Stadt unten am Fluss gegangen. "Es ist eine Schande", grummelt sie noch.

Herrn Jias Frau kam aus dem Tal. Auf Nachfragen gibt er zu, dass er sie gekauft hat. "Ich habe 3200 Yuan gezahlt, unten auf dem Markt am Fluss, an eine alte Dame, die sich als Heiratsvermittlerin ausgab." Das ist, was Wissenschaftler in China als dunkle Zukunft und Ergebnis des Männerüberschusses vorhersagen: Entführungen, steigende Prostitution und HIV-Raten und sexuelle Gewalt. Schon jetzt gibt es einen florierenden Handel mit Frauen. Es sind nicht nur chinesische Frauen aus armen Teilen des riesigen Reiches, die vor allem an Bauern verkauft werden. Die Mittelsmänner bieten zunehmend Frauen aus Burma, Nordkorea oder der Mongolei an. Schätzungsweise 200.000 Frauen werden jedes Jahr nach oder in China entführt.

Dass seine Frau aus ihrem Dorf entführt worden war, sagt Herr Jia, habe er erst später erfahren. Gestört hat es ihn nicht. "Ich mochte sie doch, und meine Familie war gut zu ihr." Warum sie floh, könne er nicht verstehen.

Ein paar Dorfbewohner versammeln sich auf der Terrasse vor dem Haus von Herrn Jin, ein wenig weiter oben am Hang, Essen wird zubereitet, Tee gekocht. Der Bürgermeister eilt hinzu. Sechs Männer und zwei Frauen stehen dort. Jin, 30 Jahre alt, lehnt an einer der Holzsäulen. Ein einfacher Mann in türkisfarbenem Regenmantel, der den Blick oft schüchtern auf den Boden richtet. Auch er hat keine Frau. "2003 hatte ich mal eine Freundin, die habe ich unten beim Fluss bei der Arbeit in der Fabrik kennengelernt. Aber als sie sah, wie arm das Dorf ist, hat sie mich verlassen", sagt er.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Ich will jetzt nur einfach eine Frau." Wie sie aussieht, was sie macht, wer sie ist: egal.

Der Bürgermeister ist ein Mann in den Vierzigern in braun-weiß gestreiftem Poloshirt, der lässig mit seinem Mofaschlüssel spielt. "Die jungen Frauen auf den Dörfern, die wollen in die Städte. Die wollen Fernseher haben, die wollen nicht arm sein. Die Frauen wollen Männer mit Geld und Perspektiven." Für Frauen ist es leichter, ohne viel Bildung eine Arbeit in der Serviceindustrie der Städte zu finden, als für Männer. Auch das Heiraten in den Städten ist für sie einfacher. Denn selbst in der modernen Gesellschaft der chinesischen Wirtschaftszentren gilt die traditionelle Regel: Die Frau sollte kleiner sein als der Mann. In jeder Hinsicht. Körperlich, geistig, gesellschaftlich. Dass ein Chinese in der Großstadt eine Bäuerin heiratet, wird akzeptiert. Eine Chinesin aus der Stadt würde indes nie einen Bauern heiraten. Das ist einer der Gründe, warum viele gebildete Frauen alleine leben.

Die Hauptursache ist die Politik. Viele Jahrzehnte durfte eine chinesische Familie nur ein Kind haben, weil es die politische Führung so verfügt hatte. Ein Junge war etwas wert. Ein Junge bedeutete auf dem Land eine Lebensversicherung, denn aus ihm wird ein Mann, der die Felder bestellen und die Eltern ernähren kann, wenn diese zu schwach werden. Mädchen dagegen galten als "verschüttetes Wasser", als Verschwendung. Mädchen wurden getötet oder sie wurden vernachlässigt, bis sie von selbst starben. Die moderne Technik hat die Auslese in den vergangenen 20 Jahren noch verschärft. Mithilfe pränataler Tests konnten Paare plötzlich schon vor der Geburt wissen, ob sie einen Jungen oder ein Mädchen bekommen würden. Diese Tests waren das Todesurteil für Millionen ungeborener Mädchen, obwohl geschlechtsabhängige Abtreibungen offiziell verboten sind. Inzwischen sind die Frauen so wenige, dass sie hohe Ansprüche stellen können.

"Die Frauen hier bei uns wollen etwas geboten bekommen heutzutage", sagt Jin müde, in seinen türkisfarbenen Regelmantel gehüllt, während die Wolken träge über den Hang ziehen. "Das Geld ist hier wichtiger als die Liebe", sagt eine der Frauen und lacht. Das Geld fließt in China seit 30 Jahren in die Städte.

Unter den Häusern am Hang steht die Ruine der Dorfschule. Ein großes Haus ohne Dach, ein paar Bäume wachsen durch die glaslosen Fenster hindurch, Steinhäufen liegen in den Räumen. Die Schule wird nicht mehr gebraucht. Keine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Perspektive, keine Frauen, kein Nachwuchs. 400 Yuan, rund 50 Euro, verdienen die Dorfbewohner hier durchschnittlich im Jahr. Knapp 700 Euro ist der Durchschnitt auf dem Land.

"Welche Frau will da schon herkommen oder bleiben", fragt Jin. Aber will er nicht auch lieben und geliebt werden? Geht es nicht auch darum? Als er das chinesische Wort für Liebe hört, zuckt er mit den Schultern, fragt noch einmal nach, kratzt sich am Kopf und schüttelt ihn dann. Er kann mit dem Wort nichts anfangen. Die Ehe und die Liebe, das hat hier im ländlichen China oft nichts miteinander zu tun. "Ich will doch nur heiraten", sagt Jin. Die beiden Frauen in der Runde sehen ihn mitleidig an.

Noch vor 30 Jahren war in China der Wohlstand zwischen den ländlichen Regionen und den Städten gleich verteilt. Hier wie dort lebten etwa gleich viele Männer und Frauen. Die meisten Chinesen waren arm, und strikte Regulierungen bei der Wohnungssuche, bei der Arbeit und beim Reisen machten die Suche nach einem Ehepartner einfach: Man heiratete meist innerhalb der eigenen Arbeitseinheit. Eine Scheidung galt als große Schande, als ein Phänomen aus dem dekadenten kapitalistischen System. Das war, bevor das Geld in China zu fließen begann.

Seither ist die Scheidungsrate rasant angestiegen. Dass seit Mitte der 80er-Jahre etwa 300 Millionen Menschen vom Land in die Städte gezogen sind, tat ein Übriges. Die Ehen bahnen sich nicht mehr zwangsläufig am Arbeitsplatz an. Und ohne Verwandte, ohne soziales Netzwerk verlieren sich die Menschen in den Wirren der Großstädte.

"Wir Bauern interessieren die Regierung nicht mehr", schimpft der Bürgermeister in Herrn Jias Dorf. Mittlerweile hätten sie zwar Strom und Fernsehempfang, "aber dadurch sehen die Mädchen vom Dorf nur, was sie in den Städten haben können. Und dann sind sie weg." Eine Straße ins Dorf hat die Provinzregierung kürzlich gebaut, aber deshalb siedeln sich jetzt noch lange keine Firmen an.

Es wird Abend im Dorf. Die Familien machen Feuer in den Hütten, Schnaps wird herausgeholt. Herr Jia geht zurück in sein Haus, Herr Jin bleibt weiter oben auf

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der Terrasse stehen. "Das ist das Schlimmste", erzählt er stockend, "wenn die Familien ihre Feuer in den Hütten anmachen und ich abends bei mir weiter oben am Hang sitze und die erleuchteten Fenster sehe, das Schreien der Kinder höre." Er macht sich auf den Weg den Berg hinauf, zu dem großen Baum, wo seine Hütte steht. Er wird kein Feuer machen. "Warum auch?", fragt er. Er wickelt sich wieder in den türkisfarbenen Mantel und tritt in den Regen. "Ich alleine kann auch frieren. Und ohne Geld gibt es halt keine Frau", sagt er zum Abschied.

Ein paar Hundert Kilometer flussabwärts, in Shanghai, sitzt Frau Yan hinter einem Regenschirm im Volkspark. Es ist Sonntagnachmittag, Marktzeit, ein Heer von Menschen zieht an ihr vorbei. Ein Heer von Eltern. An den Regenschirm hat Frau Yan einen Steckbrief ihrer Tochter geheftet. Ärztin, Ende zwanzig, Festanstellung in einem Krankenhaus, gutes Einkommen.

Samstags und sonntags findet hier ein riesiger Heiratsmarkt statt, die "Liebesecke". Deswegen sitzt die alte Frau seit fast einem Jahr jedes Wochenende hier und tauscht Telefonnummern mit den Eltern junger Männer aus. In den Wirtschaftszentren Chinas sind die Frauen der Ober- und Mittelschicht, die keine Männer finden. "Junge Frauen stellen heute ihre Karriere vor die Suche des Ehepartners. Erst die Uni, dann die Arbeit, und irgendwann sind sie übrig geblieben", sagt Frau Yan traurig. Die Übriggebliebenen, so heißen in China Frauen über 27 ohne Ehepartner. Sie sind zu gebildet für Chinas Männer, bei denen die Emanzipation noch nicht angekommen ist, und vor allem zu alt. Es gibt Schilder hier auf dem Markt, auf denen Eltern Töchter anpreisen mit Doktor- und Professorinnen-Titel. Für im Ausland ausgebildete Chinesen gibt es eine eigene Ecke. Kleine Landesfahnen stehen dort. Deutsche, amerikanische, englische.

Die Wege sind gesäumt von Wänden aus Papierblättern. Laminierte Din-A4-Seiten, mit Wäscheklammern an Leinen geheftet. Alter, Größe, Beruf, Einkommen, Universität, es sind die immergleichen Angaben, tausendfach. Vor den Schildern defilieren Hunderte ältere Menschen, sie tauschen Nummern aus und preisen ihre Nachkommen an.

Eigentlich sei die Liebesecke nicht viel mehr als eine Beschäftigungstherapie für besorgte Eltern. So erklärt es Frau Prof. Xu Anqi, Direktorin des

Familienforschungszentrums an der soziologischen Fakultät Shanghai. Die Anzahl der dort angebahnten Ehen sei sehr gering. Viele junge Frauen scheren sich nicht groß darum, dass ihre Eltern dort stehen und sie feilbieten. Denn schon lange haben Chinas junge städtische Frauen die traditionellen Rollenbilder ihrer Eltern hinter sich gelassen.

Für Frau Yan ist das eine große Schande. Die Nachbarn reden schlecht, sie selber grämt sich. "Vielleicht", sagt sie, "ist auch das ein Ergebnis der Ein-Kind-Politik: Unsere Kinder sind Egoisten geworden." Sie schaut zu ihrer Nachbarin Frau Cho, und diese nickt zustimmend. "Unsere Töchter haben zu hohe Ansprüche", sagen beide. Und Hand in Hand mit den hohen Ansprüchen der Frauen, so erklären es die beiden älteren Damen, gehe die Verunsicherung der jungen Männer. Seit Frauen zur Konkurrenz an den Unis und bei der Arbeit wurden, "sind die Jungen hier Schisser geworden", sagt Frau Yan. "Die sind gar keine Männer mehr", sagt Frau Cho. Was sie beide nicht wahrhaben wollen, ist: dass für ihre Kinder die Liebe mehr bedeutet, als einfach jemanden zu heiraten. Man hat hohe Ansprüche, man will sich aber nicht vorschreiben lassen, wen man heiraten soll, denn Teil dieser Ansprüche ist: die Liebe selbst.

Nur ein paar Hundert Meter weiter, in der Raffles Mall, wird ebenfalls die Liebe gejagt. Dort ist das dritte neue Phänomen des chinesischen Heiratsdilemmas zu besichtigen.

Eine junge Frau lauert im Eingangsbereich des Einkaufszentrums. Sie trägt die Haare zum Pferdeschwanz gebunden, enges Top und Rock. Ihr Kopf und ihre Augen sind ständig in Bewegung; sie taxierte die Eingänge und die Rolltreppen, wie ein Raubtier auf der Jagd. Hier, wo internationale Bekleidungsfirmen ihre Läden haben, sucht Frau Yang etwas sehr Seltenes: perfekte Frauen. Seit sechs Jahren arbeitet sie bei der Diamond Love Agentur, einer der größten Liebesagenturen Chinas. Die Kunden sind wohlhabende Männer mit hohen Ansprüchen und wenig Zeit.

Die unerfüllte Sehnsucht nach der passenden Frau ist ein demokratisches Problem. Es betrifft nicht nur die Männer auf dem Land, es betrifft auch die Reichen und die Superreichen. Die Ansprüche an die Partnerin fürs Leben sind mindestens genauso schnell gewachsen wie die Einkommen. Und dann muss es halt die perfekte

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Frau sein.

Frau Yangs Agentur hat ihr Angebot in drei Klassen unterteilt. Für 100.000 Yuan im Jahr bekommen ihre Kunden einen Zugang zu der Kartei, in der die Agentur heiratswillige Frauen erfasst. Das ist das Basis-Paket. Für 300.000 suchen speziell gebriefte Mitarbeiter nach Frauen, die für den Kunden möglicherweise infrage kommen. Wer das VIP-Produkt will, zahlt mindestens 1.000.000 Yuan im Jahr - über 120.000 Euro - oder mehr. Je nachdem, wie die Frau sein soll, die er sich vorstellt.

Heute in der Mall sucht Frau Yang nach neuen Frauen für die Kartei. Da ist allgemeine Schönheit gefragt. "Eine schöne Frau", sagt Frau Yang, "muss ein rundes Gesicht haben, wie ein Gänseei, oder ein schmales Gesicht, wie ein Melonenkern, schöne, weiße Haut, ein süßliches Lächeln." Hat sie das, heiße das, dass sie eine tugendhafte Ehefrau sei und eine gute Mutter.

Frau Yang hat im Gewusel der Mall eine junge Frau in einem roten Kleid entdeckt, der sie hinterhersprintet.

"Bist du Single?", Frau Yang lächelt höflich.

"Ja, wieso?" Die Frau im roten Kleid kichert. Sie stellt sich auf Englisch mit Johanna vor. Sie ist Chinesin. Ihre Eltern fanden, der Name passe zu einer internationalen Karriere.

"Hast du Lust, den Fragebogen auszufüllen und morgen in die Agentur zu kommen?"

Johanna schaut verlegen, nickt dann.

"Ich habe ja keinen Freund", erzählt sie wenig später, als sie den Fragebogen mit ihren Kontaktdaten ausgefüllt hat. "Nicht, dass ich bewusst suche, ich habe einfach zu viel mit meinem Studium zu tun." Wie so viele Frauen ihres Alters in den Städten ist ihr eine Karriere wichtiger als ein Mann, als der nächstbeste jedenfalls. Die Frauen aus Shanghai gelten in China als besonders anspruchsvoll. Shanghai, das ist Prestige, Glanz und internationales Flair. Top-Finanzplatz, Top-Universitäten und Top-Jobs. Also muss auch der künftige Partner top sein.

Johanna sagt, dass die Liebesagenturen eine gute Sache seien. Man finde ja sonst

kaum einen, "der unserem Standard entspricht" oder sozialen Aufstieg verheiße. Sie hat da so ihre Vorstellungen. "Er muss einen guten Job haben, mindestens so angesehen wie meiner später, er muss viel Geld verdienen und viele Sprachen sprechen." Es klingt, als zählte sie die Ausstattung eines Autos auf, das sie kaufen möchte. "Und groß muss er sein!" Weil sich viele Frauen einen großen Mann wünschen, aber die Natur keine sonderlich großen chinesischen Männer vorgesehen hat, hat sich in China eine kuriose Branche etabliert. Verzweifelte Chinesen können sich ihre Beine operativ verlängern lassen. Das kostet etwa 12.000 Euro und bedeutet, dass sie ein Jahr lang Schrauben in den Knochen tragen müssen, um dann sechs bis acht Zentimeter größer zu sein.

Johanna muss los, zurück in die Uni. Bevor sie sich verabschiedet und im Getümmel der Mall verschwindet, erzählt sie noch schnell eine Geschichte. In einer Dating-Show im Fernsehen, da habe einmal ein Mann eine Frau gefragt: "Willst du mit mir Fahrrad fahren?" Ihre Antwort: "Lieber würde ich in einem BMW sitzen und weinen." Johanna kann das gut verstehen.

Frau Yang lauert da längst wieder in der Nähe der Eingangstüren. Sie kann an ihrem Job nichts Verkehrtes finden. "Wenn wir ins Gespräch mit Frauen kommen und sie Interesse haben, dann ist das doch in Ordnung, es wird ja niemand gezwungen." Sie läuft einer Frau in kurzem Kleid hinterher, die sie abweist. "Es ist ja auch eine Chance für die Frauen zu heiraten, zahlen tut ja nur der Auftraggeber, und die Frau kann reich heiraten, wenn sie Glück hat."

Fünf Tage die Woche verbringt Frau Yang in der Raffles Mall. "Die Mall ist perfekt." Hier kommen die Single-Frauen hin, gehobene Mittelklasse. "In die Highclass Malls, da gehen nur die, die schon reich geheiratet haben." An guten Tagen findet Frau Yang zwei Frauen, die in die Agentur kommen wollen. Oft aber auch gar keine. "Schöne Frauen sind Mangelware. Die wirklich guten Frauen haben ja meistens schon Partner." Bis in den Abend hinein rennt Frau Yang in der Mall umher, spricht Frauen an, die sie für geeignet hält, blitzt ab. "Morgen", sagt sie zum Abschied, "da geht es nach Xiantao." Eine maßgeschneiderte Suche, mit festgelegter Provinz, einen Monat lang werden sie und ihre Kollegen suchen. Ein Millionenauftrag.

Der Mann, der sich diesen Auftrag gesichert hat, empfängt seine Kunden am

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Rand des Shanghaier Geschäftsviertels mit seinen himmelstürmenden Häusern in einem Büro in einem unscheinbaren Gebäude. Nur ein lilafarbener Maserati vor der Tür lässt erahnen, dass es die Hauptanlaufstelle für einsame, reiche Chinesen ist.

Die Diamond Love Agentur hat ihr Büro im vierten Stock. Herr Tianli Xu sitzt in einem schweren braunen Ledersofa, auf dem Tisch vor ihm liegt eine Packung der firmeneigenen Zigarettenmarke. Weil die Chinesen seit der Öffnung des Landes ihr Privatleben der Karriere opfern, ist er nun ein reicher Mann. Vor acht Jahren hat Xu ein Problem erkannt: Mit dem Reichtum der Chinesen stiegen die Ansprüche an die Partnerin, dafür sank die Zeit für die Suche. Er selbst fand keine Frau, den Männern in seinem Freundeskreis, reichen Unternehmern, ging es nicht besser. Die Ehe, dachte sich Xu, schien ein Problem zu sein, also ein neuer Markt. Er stellte 20 Psychologinnen ein und bildete sie aus. Er erklärte ihnen, auf was sie zu achten hatten. Sie fanden ihm eine Frau, vor fast zehn Jahren.

Tianli Xu sagt: "Wir haben einen neuen Beruf geschaffen, die Liebesjäger."

Zwei Diamanten an seinem Hemdkragen zeugen davon, dass das Geschäft gut läuft. Inzwischen hat die Agentur mehr als vier Millionen Kunden. Wie viele Vermittlungen es gab, möchte der Chef nicht sagen. Doch seine Idee wird inzwischen von unzähligen Anbietern kopiert.

Herr Xu stemmt sich aus dem Sofa und läuft zu einer Werbewand. Maßgeschneiderter Service für die Liebe, steht dort. Herr Xu sagt, er beschäftige derzeit rund 1000 Liebesjäger wie Frau Yang. Manchmal setzt er 200 von ihnen auf einen einzigen Großauftrag an. Dann zum Beispiel, wenn ein Kunde will, dass die Agentur im ganzen Land nach der Frau fahndet, die er sich vorstellt, und dafür umgerechnet 1,2 Millionen Euro hinblättert. Es gibt Kunden, die mehrere Millionen Yuan zahlen, um Frauen bestimmter Studiengänge, in ganz bestimmten Semestern, an ganz bestimmten Universitäten zu finden. Je ausgefallener die Wünsche, je aufwendiger die Suche, desto höher der Preis. Bis zu zwei Monate kann so eine Suche dauern.

Zu suchen ist das eine, zu finden etwas ganz anderes. "Die Reichen", sagt Herr Xu, "haben teilweise sehr eigene Vorstellungen. Oft müssen wir ihnen auch erklären,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dass es die perfekte Frau nicht gibt. Dass das, was sie erwarten, keine Frau unter 30 bieten kann." Denn natürlich soll die perfekte Frau jung sein. Herr Xu sagt, auch er könne seinen Kunden keine Liebe finden. "Wir verkaufen Möglichkeiten." Manchmal sind es gleich ein paar Dutzende Möglichkeiten an einem einzigen Abend. Die Agentur veranstaltet sogenannte "matchmaking parties", eine Art Massenbrautschau für reiche Männer. Sie finden in Luxusvillen, auf Yachten oder in geschlossenen Gesellschaften statt. Herr Xu führt dann die Schönsten vor, die er in seiner Kartei hat. Möglichst viele Frauen, eine möglichst große Auswahl, die Idee unterscheidet sich nicht sehr von der des Hochzeitsmarktes im Volkspark, nur dass hier Geld verdient wird, viel Geld. Bis zu 15.000 Dollar kostet der Eintritt. Es gibt Fotos von diesen Partys, Herr Xu blättert in einem Album. Kunden sind auf den Fotos nicht zu sehen, denen sichert die Agentur strikte Anonymität zu. "Denn trotz allem", sagt Herr Xu, "lastet auf einem Mann, der seine Frau nicht selbst gefunden hat, ein gewisses Stigma."

Draußen am Empfang der Agentur steht eines der Mädchen, die seine Mitarbeiterinnen am Vortag angesprochen haben. Mehrere Psychologen werden mit ihr reden, ihre Angaben werden geprüft. Wenn ein Kunde Interesse hat, stellen die Beraterinnen die Frauen aus der Kartei in einer der kleinen Glaskabinen der Agentur vor. Dann noch ein Fototermin und die Frau ist in der Kartei von Diamond Love.

Das Mädchen am Empfang lächelt, als es in den Fahrstuhl steigt. "Vielleicht bin ich ja bald reich verheiratet." Und in Ban Zhu Shan, dem Dorf der einsamen Männer in den Bergen, da sagt Herr Jia zum Abschied, dass er sich zur Not auch noch einmal eine Frau kaufen würde.

Gottes Diener

Willie Parker ist der letzte Arzt im US-Staat Mississippi, der noch Abtreibungen ausführt. Als Monster beschimpft, zählte er einst selbst zu jenen, die Abtreibung für eine Todsünde halten.

Von Claas Relotius, DER SPIEGEL, 07.02.2015

Willie Parker saß im marmornen Senatssaal von Jackson, Mississippi, als man ihn fragte, wie viele heranwachsende Menschenleben er schon beendet habe. Parker trug einen dunklen Anzug und ein weißes Hemd mit einer Fliege. Er wollte einen guten Eindruck machen, wollte den Leuten zeigen, dass er nicht der Dämon ist, zu dem sie ihn stempelten. Aber mit dieser Frage hatte er nicht gerechnet. Parker überlegte, er rechnete laut vor sich hin: mehrere Dutzend jede Woche; mehr als hundert jeden Monat; knapp vier Jahre. "Einige Tausend", sagte Willie Parker schließlich mit fester Stimme, "müssen es gewesen sein."

Danach wurde es sehr laut im Senat von Mississippi. Zuhörer sprangen von den Bänken auf, fassungslos, sie schrien "Mörder", "Monster", "schwarzer Teufel", und wieder und wieder riefen sie voller Abscheu seinen Namen: Parker! Der Angeschrieene hielt stand, er sah den Leuten in ihr verzerrtes Gesicht. Er sah ihren Hass, ihre Wut, er selbst verzog keine Miene, er saß einfach nur da. Wie einer, der solchen Ärger schon lange gewohnt ist.

Schon bevor Willie Parker das erste Mal nach Mississippi und in die Hauptstadt Jackson kam, hatte er gewusst, dass er sich viele Feinde machen würde und kaum Freunde. Er hatte gewusst, dass viele Menschen im Bibelgürtel der USA in ihm nichts als einen kaltblütigen Henker sehen würden, einen Verbrecher, der ins Gefängnis

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

gehört. Er hatte auch geahnt, wie viel Gewalt ihm drohte, die Gefahr für sein Leben, aber nichts dergleichen hielt ihn fern.

Jeden Montagmorgen tritt er seinen Dienst an in einem rosafarbenen Flachbau im Norden der Stadt. In einem Haus, das viele Leute hier die "Todesfabrik" nennen. Das einstöckige Gebäude, kaum größer als ein Einfamilienhaus, liegt inmitten einer Siedlung mit organisierten Nachbarschaftswachen, aufgeräumten Vorgärten und amerikanischen Flaggen auf den Dächern. Vor zwei Jahren ließ die Besitzerin, eine alte Bekannte Parkers, es wie eine Festung umzäunen und in greller Farbe streichen. Es sollte vor Anschlägen geschützt sein, aber nicht länger im Straßenbild untergehen wie etwas, das es zu verstecken galt. Es sollte auffallen, hervorstechen, als Zufluchtsort für jede Frau, die beschließen würde, hierherzukommen.

"Jackson Women's Health Organization" steht auf dem Eingangsschild, ein stolzer Name, hinter dem sich nicht mehr als eine einfache Privatpraxis verbirgt. Und doch ist der Titel Hilfsorganisation nicht übertrieben, weil Frauen im Staat Mississippi nicht viele Möglichkeiten haben, eine Schwangerschaft zu beenden. Sie können Hunderte Kilometer weit fahren, über die Grenzen hinaus nach Louisiana oder Texas, Missouri oder Oklahoma. In Mississippi selbst gibt es nur noch das kleine Haus, in dem Willie Parker, ein kräftiger Mann mit ergrautem Bart und tiefer Stimme, hilft. Er ist der letzte Arzt in Mississippi, der Abtreibungen praktiziert.

An einem seiner Arbeitstage betritt Parker das Wartezimmer, einen fensterlosen Raum mit Plastikstühlen, eine defekte Klimaanlage rasselt in der Wand. Parker schließt die Tür hinter sich und blickt in 15 ängstliche Gesichter. Es sind mehr Frauen da, als es Stühle gibt. Manche hocken auf dem Linoleumboden, halten ihre Knie umfassen und zittern vor Aufregung. Cynda, ein dünnes Mädchen mit bunter Bluse, ist gerade 18 geworden und will im nächsten Jahr die Highschool beenden. Ferlisha, 19, trinkt manchmal Abflussreiniger, weil ihr Bauch immer größer wird und sie nicht weiß, wohin mit ihrem Problem. Evette, 21, zieht allein zwei Kinder groß und trägt nicht genug Hoffnung in sich, ein drittes zu ernähren.

Die Frauen, alle dunkelhäutig und viele fast noch Mädchen, sind von weit her gekommen. Aus Greenville und aus Hattiesburg, aus Grenada und aus Southaven, aus fernen Kleinstädten und entlegenen Dörfern des ganzen Bundesstaats; lange Strecken

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mit dem Bus oder mit dem Zug liegen hinter ihnen, die Fahrt war anstrengend und teuer. Sie sind gekommen, weil Parker ihnen helfen soll, aber jetzt, da er groß und kräftig vor ihnen steht, blicken sie ihm nicht in die Augen, sondern schuldig zu Boden wie Verbrecherinnen.

Cynda sagt, ihre Eltern hätten ihr verboten, zu ihm zu kommen. Ferlisha sagt, sie bete jeden Morgen zu Gott und wolle nichts Falsches tun. Evette erzählt, sie habe in ihrer Gemeinde gelernt, dass man nicht töten dürfe. Parker kennt diese Sätze, diese Blicke. Die Angst und die Scham, die in ihnen liegt. Er sagt den Frauen, nur sie selbst hätten das Recht zu entscheiden. Nicht ihre Eltern, nicht ihre Kirche, nicht der Staat. "Auch ich bin nicht euer Richter", sagt er, verständnisvoll und hart zugleich, "ich helfe euch, weil ihr meine Hilfe braucht."

Besonders groß war die Zahl der Abtreibungsärzte in Mississippi nie. Amerikas ärmster und gläubigster Bundesstaat zählt drei Millionen Einwohner und dreimal so viele Kirchen wie Schulen. Der Streit um Abtreibungen ist hier ein Kampf, der seit Jahrzehnten tobt. Einst wütete die Army of God in dieser Gegend, christliche Fundamentalisten, sie zogen tief im Süden von Stadt zu Stadt, machten Jagd auf Frauen, die abtrieben, und steckten Kliniken in Brand. Es war die schlimme Zeit, in der Ärzte wie Parker um ihr Leben fürchteten und auf offener Straße erschossen wurden. Ganz zu Ende gegangen ist sie nie.

Auch die Regierung von Mississippi bekennt sich zu dem Ziel, Abtreibungen aus dem Staat zu verbannen. "Abortion-Free State" steht in roter Schrift auf Plakaten, die in der Hauptstadt an jeder dritten Straßenecke zu sehen sind. Die Partei der Republikaner lässt sie kleben, verärgert darüber, Abtreibungen nicht per Gesetz verbieten zu können. Deshalb erlässt die Regierung immer neue, kujonierende Vorschriften. Es geht mal um die Zulassung der Ärzte, mal um die Größe einer Praxis, mal um die Zahl der Parkplätze davor. Es gab einmal gut ein Dutzend kleine Abtreibungskliniken in Mississippi, die mittlerweile alle geschlossen sind, weil sie Auflagen nicht mehr erfüllen konnten. Nur das rosafarbene Gebäude in Jackson ist noch übrig.

Willie Parkers Sprechzimmer ist ein kleiner Raum mit kahlen Wänden, nicht viel größer als eine Abstellkammer. Auf dem Schreibtisch vor ihm türmen sich meterhohe

Stapel aus Ordnern und Akten, jede Woche werden es mehr, jede Woche reisen mehr Frauen hierher. Die meisten von ihnen seien schwarz und stammten aus ärmlichen Verhältnissen, sagt Parker, die wenigsten hätten einen Schulabschluss. Wenn der Arzt über die Patientinnen in seinem Wartezimmer spricht, fährt Sorge in seine Züge. Er sieht aus wie einer, der nicht weiß, ob er noch lange helfen kann.

Im vergangenen Sommer, an jenem Nachmittag im Juli, als er im Senatssaal gehört wurde und die Volkswut über ihn hereinbrach, als sie ihn als Mörder und Monster beschimpften, ging es auch um die Frage, was den Frauen denn übrig bliebe, wenn die Regierung bald auch die letzte Abtreibungsklinik schließen würde. Parker sagte, nur wenige Frauen könnten es sich leisten, noch weitere Reisen auf sich zu nehmen, um in anderen Bundesstaaten Hilfe zu suchen. Er sagte, die Regierung dürfe die Bürgerinnen nicht im Stich lassen. Kaum jemand im Saal wollte das hören; Parker wolle doch nur Geld damit machen, dass er hilflose Babys umbringe.

Er kennt solche Sätze, er hört sie jede Woche. Am Tag, als Cynda, Ferlisha und Evette ängstlich auf ihn warten und sich auf den Eingriff vorbereiten, sitzt Parker hinter dem Schreibtisch seines Büros und erzählt von seinem ersten Arbeitstag in der Stadt, als ihn Abtreibungsgegner mit Morddrohungen empfangen. Er erzählt vom Gouverneur Mississippis und von dessen Versprechen, Ärzten wie ihm das Handwerk zu legen. Auch von der bibeltreuen Lokalzeitung, deren Leser ihn erst kürzlich zum größten Feind des Bundesstaats erklärten.

Parker bleibt auffällig ruhig, während er darüber spricht. Nichts in seiner Stimme verhärtet sich, kaum eine Veränderung. Er ist 51 Jahre alt und folgt der ärztlichen Pflicht zu helfen, er könnte sich als Opfer fühlen, an den Pranger gestellt und bedroht, aber er sagt: "Ich kann den Hass der Leute hier verstehen. Schließlich bin ich so gläubig aufgewachsen wie die meisten von ihnen."

Er holt tief Luft wie vor einem Tauchgang. Dann erzählt er die Geschichte eines Mannes, der Abtreibungen sein Leben lang für Todsünden hielt und der irgendwann, zur Mitte dieses Lebens, vom Pfad abkam. Es ist seine eigene Geschichte.

Als Willie Parker geboren wurde, an einem Junimorgen 1963 in Alabama, waren Abtreibungen im größten Teil der USA verboten, sie blieben es noch für zehn Jahre.

Parker war das fünfte von sechs Kindern, seine Mutter, eine strenge Baptistin, zog sie allein groß, den Vater lernte er nie kennen. Die Familie, erzählt Parker, lebte in bitterer Armut, sie wohnte in einem kleinen Haus ohne Strom und Wasser, aber ihre Kirchengemeinde kümmerte sich um Jungen wie ihn. Parker besuchte jeden Sonntag den Gottesdienst. Mit 12 Jahren wurde er Messdiener, mit 14 las er jeden Abend die Bibel, mit 16 konnte er eine Menge Verse auswendig.

Parker lernte auch in der Schule schnell. Er wollte etwas aus seinem Leben machen. Seine Freunde gingen zur Armee, wurden Soldaten, verdienten bald ihr erstes Geld. Parker dachte nicht an Geld. Er dachte an das, was die Kirche ihn gelehrt hatte: an die Heiligkeit des Lebens. An das Gebot, nicht zu töten.

Er beschloss, keine Waffe zu tragen, sondern Arzt zu werden. Er bewarb sich in Harvard. Seine Familie hatte kein Geld für das Studium, aber es gab Stipendien. Die Hochschule führte eine Liste, um zu ermitteln, welcher ihrer Bewerber der Bedürftigste war. Der Name "Willie J. Parker" stand ganz oben; der Junge aus einem Armenviertel Alabamas ging auf die Eliteuniversität. Parker erzählt, dass er ein fleißiger Student gewesen sei, aber seinen Glauben darob nie in Frage gestellt habe. Jeden Samstagmorgen zog er in seinem Wohnheim von Tür zu Tür, verteilte Flugblätter mit Versen aus der Bibel und verbreitete Gottes Wort.

Es dauerte nicht lange, dann machte Parker seinen Abschluss und wurde Gynäkologe. Er war einer der besten Absolventen seines Jahrgangs und arbeitete bald an Krankenhäusern im ganzen Land. Ohio, Kalifornien, Hawaii, in den Bundesstaaten, in die es Parker zog, gehörten Schwangerschaftsabbrüche zum Klinikalltag; er selbst lehnte es ab, sie durchzuführen.

Wann immer Frauen ihn baten, ihr Kind abzutreiben, schickte er sie nach Hause oder verwies sie an andere Ärzte. "Ich wollte vor Gott nichts Falsches tun", sagt Parker. "Ich wollte kein Leben nehmen, sondern Leben schenken." Er suchte eine Bestimmung und fand sie in der Geburtshilfe. Er half, Kinder zur Welt zu bringen, zwanzig Jahre lang. Es waren Tausende Kinder, und seine Arbeit erfüllte ihn.

Der Bruch kam an einem Pfingstsonntag im Mai 2009. Parker lebte mittlerweile in Chicago, als er durch den Nachrichtensender CNN von der Ermordung eines

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Freundes und ehemaligen Kollegen erfuhr. Der Mann hieß George Tiller. Parker hatte mit ihm an verschiedenen Krankenhäusern gearbeitet, ehe Tiller in den Süden gezogen war, um als Abtreibungsarzt zu praktizieren. Am Tag seines Todes besuchte Tiller den Gottesdienst einer Kirche in Wichita, Kansas, als ein Fremder, ein christlicher Rächer, ihm aus kurzer Distanz eine Kugel in den Kopf schoss.

Parker sagt, die Ermordung Tillers war für ihn selbst "wie eine Erweckung". Er sprach bald immer häufiger mit Ärzten, die im Süden arbeiteten, und erfuhr, dass die Not vieler Frauen dort von Tag zu Tag größer wurde. Parker hörte von schwangeren Mädchen, die eher Terpentin tranken oder sich Treppen hinunterstürzten, als Säuglinge zu gebären, und er verstand, dass viele, die in dieser Gegend Kinder austragen sollten, selbst noch halbe Kinder waren.

Er sah, dass der Staat Mississippi die wenigsten Abtreibungskliniken hatte, und er sah, dass es derselbe Staat war, der sexuelle Aufklärung aus den Schulen verbannte und die Hilfe für alleinerziehende Mütter kürzte. Parker las auch, dass in kaum einem anderen Bundesstaat so viele Frauen durch Schwangerschaften starben, und er erinnerte sich an die Zeit, als Abtreibungen in den USA unter Strafe standen; als Jahr um Jahr Tausende werdende Mütter starben, weil sie sich selbst behandelten und dabei elendig ums Leben kamen.

Wenn man Willie Parker heute fragt, wie aus ihm, einem treuen Christen, einem Geburtshelfer, ein Mann geworden ist, der mehr Schwangerschaftsabbrüche verantwortet als die meisten Ärzte in den USA, dann spricht Parker wenig von sich und viel über die Bibel. Vom Gebot der Nächstenliebe. Von der Pflicht, für seine Nächsten da zu sein. "Mein Glaube zwang mich zu entscheiden, was ein guter Christ an meiner Stelle tun sollte", sagt Parker. "Sollte er den Frauen hier helfen oder sie im Stich lassen?"

Es verging ein Jahr, in dem Parker mit sich und seinem Gewissen rang, aber irgendwann beschloss er, nicht länger wegzusehen. Er ließ sich zeigen, wie Schwangerschaftsabbrüche vorzunehmen waren, und stieg bald jede zweite Woche in ein Flugzeug, um an der Abtreibungsklinik in Jackson zu praktizieren. Er war nicht der Einzige. Auch andere Ärzte reisten regelmäßig von weit her an, sie arbeiteten unter falschem Namen, um sich und ihre Familien nicht in Gefahr zu bringen. Im

vergangenen Frühjahr gab auch der letzte Kollege die Arbeit auf. Nur Parker ist geblieben, vielleicht hilft es ihm, dass er nie eine eigene Familie gegründet hat, um deren Sicherheit er auch noch hätte fürchten müssen.

An diesem Arbeitstag entscheiden sich drei der Patientinnen, die am Morgen in seinem Wartezimmer gesessen haben, gegen eine Abtreibung. Die anderen entscheiden sich dafür. Es ist Nachmittag geworden, die Frauen haben sich umgekleidet. Sie tragen ein weißes Hemd am Körper und Anspannung im Blick, als Parker sie nacheinander in das Operationszimmer bittet. Wenn sie mit vorsichtigen Schritten über den Klinikflur laufen, zitternd und blass, läuft leise Musik aus einem CD-Player, es ist immer dasselbe Lied: Tom Petty, "I won't back down". Die Hymne der Klinik sei kein Gospel, sagt eine Schwester, sie sei ein berühmter Rock-Song.

Hey baby, there ain't no easy way out

Hey I will stand my ground

And I won't back down

Well I know what's right,

I got just one life

In a world that keeps on pushin'

me around

But I stand my ground

Parker benötigt für den Abbruch einer Schwangerschaft nicht länger als fünf Minuten. Er sagt, der Eingriff sei mittlerweile Routine für ihn. Er beschreibt das Absaugen eines Embryos als ein kurzes, leise zischendes Geräusch. Es ist der Moment, in dem die Schwestern nicht hinsehen und sich in den Augen der Patientinnen Tränen sammeln.

Parker hört dieses Geräusch 23-mal an diesem Tag. Statt wegzusehen, trägt er das entfernte Gewebe nach jedem Eingriff in einen schmalen Nebenraum, der wie eine grell beleuchtete Küchenzeile aussieht. Er beugt sich dort über eine Spüle, um es

zu untersuchen. Manchmal erkennt er in der Schale zwischen seinen Händen dann winzige Züge eines Menschenlebens. Wann wird ein Embryo zum Menschen? Wann hat er das Recht auf Leben?

Parker martern diese Fragen, seit er Arzt geworden ist. Er hat keine eindeutigen Antworten gefunden, nicht als Mediziner und nicht als Christ. Er sagt: "Mit Sicherheit weiß ich, dass die Frauen in dieser Klinik Menschen sind und dass sie deshalb das Recht besitzen, selbst über ihr Leben zu entscheiden."

Es ist ein Recht, das er nie in Frage gestellt hat, und doch gab es eine Zeit, da wollte er keiner Frau dabei helfen, von ihrem Recht auch Gebrauch zu machen. "Die Angst, eine Sünde zu begehen, war stärker als mein Gewissen als Arzt", sagt Parker. "Heute glaube ich, die einzige Sünde besteht darin, ärztliche Hilfe zu verweigern, wo immer sie benötigt wird." Er spricht im Ton eines ruhigen, abgeklärten Predigers. Er klingt wie ein Geläuterter.

Und er gibt nicht klein bei. Vor ein paar Monaten ist er von Chicago zurück in den Süden gezogen, zurück nach Alabama. Er gab seinen gut bezahlten Job an einem Krankenhaus und ein teures Apartment gegen die Chance auf, noch häufiger nach Jackson reisen zu können. Er nennt die Arbeit in Mississippi seinen "Auftrag".

Um ihn zu erfüllen, packt er immer von Sonntag auf Montag seine Tasche, steigt in einen alten Volkswagen und fährt entlang weiter Felder und Sümpfe 400 Kilometer Richtung Westen. Er bleibt nie länger als nötig in Jackson. Gerade lang genug, sagt er, um so vielen Patientinnen wie möglich zu helfen, mehr als 2000 werden es allein dieses Jahr wieder sein. Auch seine Feinde wissen das.

Sie lassen in ihren Zirkeln die lebensgefährliche Frage kursieren: Wie viele Frauen würden ihr Kind bekommen, wenn Parker nicht mehr da wäre, um es abzutreiben? Es ist nicht lange her, da tauchte Parkers Privatadresse zum ersten Mal im Internet auf. Die Betreiber einer christlichen Website hatten sie veröffentlicht. Es war, als gäben sie ihn zum Abschuss frei.

Ein paar Tage später, die Sonne über Jackson war gerade untergegangen, verließ Parker die Klinik und wollte zurück nach Alabama fahren, als er auf dem Weg zu seinem Auto hörte, dass Menschen auf der Straße auf ihn warteten. Er erinnerte sich

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

an die Morddrohungen und bekam üble Ahnungen. Es geschah erst nichts, er zog sich eine Baseballkappe tief ins Gesicht, um beim Verlassen der Stadt nicht gesehen zu werden. Er ließ den VW vorsichtig vom Parkplatz rollen und nahm den kürzesten Weg Richtung Highway.

Niemand schien ihm gefolgt zu sein. Kurz hinter dem Ortsausgang aber, wo am Rand von Jackson die weißen Vorstadt villen den endlosen Wäldern Mississippis weichen, vibrierte sein Handy. Das Display zeigte keine Nummer an. Parker nahm den Anruf entgegen und hörte eine Männerstimme, die er nicht kannte: "Komm nie wieder, oder wir kommen zu dir." Der Fremde sagte nur diesen Satz, er sagte ihn dreimal, dann brach die Verbindung ab. Parker überlegte sechs Tage lang, was er tun sollte. Am siebten Tag fuhr er zurück nach Jackson und setzte seine Arbeit fort.

Parker sagt, er dürfe sich keine Angst leisten. Er sagt, dass Angst zu viele Menschen wie ihn daran hindern würden, das Richtige zu tun. Früher, als junger Mann, studierte er neben der Bibel auch die Reden des Bürgerrechtlers Martin Luther King. Er denke jetzt häufig an dessen Worte, sagt Parker, denn noch immer verlaufe der Streit um Abtreibungen in Mississippi nicht nur entlang von Glaubensfragen, sondern auch entlang von Hautfarben.

Es sind vor allem weiße Männer der Mittelschicht, die vor der Klinik in Jackson protestieren. Die Frauen, die in Parkers Sprechzimmer sitzen, sind überwiegend schwarz, viele so arm, dass ihnen schon ohne Kind jede Perspektive fehlt. Für Parker ist das, was er tut, nicht nur ein Kampf um Entscheidungsfreiheit, es ist auch ein Kampf für Chancengleichheit. Er glaubt, dass Gott ihn in diesem Kampf beschützen wird, und doch: Jedes Mal, wenn er die Klinik verlässt, verabschieden ihn die Schwestern, als wäre es für immer.

Die Dämmerung legt sich über Mississippi, als Parker auch an diesem Abend durch die Hintertür tritt und nach Alabama aufbricht, fünf Stunden Fahrt liegen vor ihm. Seine Patientinnen umarmen ihn. Sie sagen, er sei ein Held. Parker will dieses Wort nicht hören. Er zieht ein Gesicht, als würde es ihm Schmerzen bereiten.

Als Parker seinen Wagen zügig aus der Stadt und auf den Highway lenkt, weht schwüle Luft durchs Fenster. In der Dunkelheit ziehen beleuchtete Kirchen

vorbei, die überall im Staat wie Raststätten an den Straßen stehen. Mississippi ist nur das Herzstück dieses riesigen, bigotten Landstrichs, der sich durch den Süden der USA zieht.

Parker sagt, dass die Abtreibungsgegner in der gesamten Region seit Jahren auf dem Vormarsch seien. Dass von Oklahoma im Westen bis nach Florida im Osten von Jahr zu Jahr mehr Ärzte ihre Arbeit aufgäben, mehr Kliniken schlossen. Dass Texas, ein Staat, größer als Frankreich, schon vor wenigen Jahren nur 44 Praxen zählte und bald nur noch 5 haben werde. Es sind dieselben Staaten, sagt Willie Parker, die zugleich am häufigsten die Todesstrafe vollstreckten. Er glaubt nicht, sagt er, dass die Regierungen hier für das Leben einträten. "Sie sind nur für die Geburt."

Wenn Parker erzählt, klingt er wie einer, der keine Zweifel mehr hat. Er klingt wie einer, der mit sich und seinem Glauben im Reinen ist. Nur ein Gedanke treibt ihn immer einmal wieder um, wenn er diesen Weg in seine Heimat fährt. Er fragt sich dann, wie seine eigene Mutter sich entschieden hätte, damals, als Abtreibungen in den USA noch verboten waren.

Sie bekam ihr erstes Kind mit 17, sie starb mit 53, krank und ausgezehrt von einem Leben, das ihr sechs Geburten brachte und nie einen Mann, der für die Familie sorgte. Parker erinnert sich, wie gläubig sie war, wie sie jeden Abend vor seinem Bett kniete, um mit ihm, ihrem fünften Kind, zu beten. Mit ihm, für den sie eigentlich weder die Kraft noch den Mut übrig hatte, den sie kaum ernähren konnte. Hätte es damals einen Arzt wie ihn gegeben, sagt Parker und hält lange inne. Er selbst wäre wohl nie geboren worden.

Das Leben der anderen

Der ultimative Hack. Hollywood versorgt die Welt mit Träumen. Ein Nobody aus der Provinz raubte der Traumfabrik ihre Geheimnisse.

Von Claas Relotius, Reportagen, 09.04.2015

Christopher Chaney hatte sich, so gut es ging, zurechtgemacht, ehe er seinem prominentesten Opfer zum letzten Mal gegenübertrat. Es war an einem Montagmorgen in einem verdunkelten Gerichtssaal in Jacksonville, Florida. Chaney trug ein oranges Sträflingshemd, eine randlose Brille und einen sauber gestutzten Bart. Er wollte einen gepflegten Eindruck hinterlassen, wollte den Geschworenen zeigen, dass er nichts Böses oder Gefährliches an sich habe. Dass er nicht der Geisteskranke sei, den die Leute in ihm sehen.

Chaney gegenüber, auf einer mannshohen Leinwand neben der Anklagebank, prangten wie leuchtende Beweismittel die Fotos, die seinen Namen im ganzen Land bekannt gemacht hatten. Die Blicke der Anwesenden fielen auf die Selbstporträts einer jungen Frau mit blondem Haar und zartem, beinahe mädchenhaftem Gesicht. Das erste Bild zeigte, wie sie sich auf einem Hotelbett räkelt und ihre Brüste fotografierte. Das zweite war eine Grossaufnahme ihres Intimbereichs. Auf dem dritten Bild posierte sie vor einem Badezimmerspiegel und schürzte lasziv ihre Lippen, während sie sich über die Schulter hinweg mit einer Handykamera ablichtete. Sie war dabei nur lose mit einem Handtuch bekleidet, und im Spiegel schimmerte die nackte Rückseite ihres Körpers. In Druckbuchstaben unter den Fotos stand ein Name: Scarlett Johansson.

Die Bilder der Hollywoodschönheit waren um die Welt gegangen, sie hatten im Netz und auf den Titelseiten zahlloser Klatschmagazine für Aufsehen gesorgt, aber es waren nicht die einzigen, die Chaney gestohlen hatte. Am Ende seiner Taten verfügte

er über ganze Ordner, die voll waren mit den Privatfotos Dutzender Berühmtheiten; Johanssons zählten nur zu den intimsten. Drei Jahre lang hatte Christopher Chaney die E-Mails von Hollywoodstars gelesen, die persönlichen Nachrichten, die sie ihren Liebhabern, Familien und engsten Vertrauten sendeten. Zehntausende waren es, und er hatte sie gesammelt, ausgedruckt und wie Karteikarten nach Namen sortiert. Die Fotos waren nicht alles, was er den Stars raubte. Chaney stahl auch jedes ihrer Geheimnisse. Er wusste über alles Bescheid, was hinter den Kulissen der Filmwelt vor sich ging. Er wusste, wer wen liebte. Er wusste, wer wen hasste. Er war im Bilde, welcher Produzent aus einer Entzugsklinik gelohen war, welcher Regisseur eine heimliche Affäre mit welchem Darsteller pflegte und wie das Drehbuch ihres nächsten gemeinsamen Films aussah. Er kannte all die geheimen Pläne, die verbotenen Wünsche, die schmutzigen Lügen und Intrigen, die sich hinter der Fassade Hollywoods verbargen.

Christopher Chaney, 37, hatte nie geplant, die E-Mail-Konten prominenter Menschen abzuhören und wie ein Einbrecher in deren Intimsphären einzudringen. Er hatte nie die Absicht, ihre Privatfotos zu stehlen, um diese auf illegalen Netzseiten zu verbreiten. Er wollte nie bekannt werden als der Mann, der Hollywood hackte. So hiess es vor Gericht, im Schlussplädoyer seines Verteidigers, und doch: In Chaney's Augenhöhlen, grauen Abgründen, liegt noch heute ein verstohlenes Funkeln, wenn er erzählt, wie es ihm, einem arbeitslosen Vorstädter aus Jacksonville, Florida, gelang, vom Computer seines Schlafzimmers aus am Alltag der aufregendsten Persönlichkeiten des Showgeschäfts teilzuhaben.

Das Bundesgefängnis von Jesup, Wayne County, im Südwesten Georgias, ist ein schwerer Betonbau inmitten weiter Baumwollfelder. Hohe, mit Stacheldraht besetzte Mauern umgrenzen die Welt der Häftlinge wie eine Insel. Im Besuchertrakt 5, einem von Überwachungskameras durchzogenen Saal mit kahlen Wänden und kantenlosen Plastikstühlen, sitzt Chaney nach vorn gebeugt an einem Tisch; blaues Hemd, Häftlingsnummer 814, die Hände wie ein Schuljunge im Schoss vergraben. Er sieht nicht aus wie die meisten hier. Ein blasser Kerl mit zarten Händen und dem teigigen Gesicht eines Mannes, der in seinem Leben kaum Härte erfahren hat. Chaney passt nicht zu den anderen, den Tätowierten und den Zahnlosen, die schon Jahrzehnte im

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Knast verbringen. Er ist kein Drogendealer, kein Vergewaltiger, auch kein Mörder. Und doch verurteilte ihn das Gericht zu 42 Jahren Haft ohne Bewährung.

Das Urteil fiel vor einem Monat, die Geschworenen entschieden einstimmig, sie attestierten Chaney «ein unerschöpfliches Mass an krimineller Energie». Diebstahl, Geheimnisverrat, systematischer Einbruch in die Intimsphären Dutzender Menschen – die Liste seiner Verbrechen war so lang, dass die Staatsanwälte nicht weniger als 1739 Schriftseiten benötigten, um sie zusammenzufassen. Wenn man Chaney aber heute fragt, warum er tat, was er getan hat, wenn man verstehen will, wie aus einem einfachen Mann ein vom FBI gesuchter Hacker werden konnte, der die Filmwelt wie kein anderer in Schrecken versetzte, dann nennt er immer nur einen Grund: «Einsamkeit».

Chaney's Stimme ist so sanft wie seine Erscheinung. Etwas Gelassenes hat darin Platz genommen. Er spricht über sich und seine Taten mit der Offenheit eines Menschen, der glaubt, dass er nicht mehr viel zu verlieren hat. Die Geschichte, die er erzählt, beginnt vor sechs Jahren, und sie handelt von einem Mann Anfang dreissig, der weder einen Job noch echte Freunde hatte und unter einem Dach mit seiner Grossmutter lebte, weil er sich keine eigene Wohnung leisten konnte. Das zweistöckige Reihenhaus liegt noch heute am Stadtrand von Jacksonville, inmitten einer Siedlung, deren Strassen saubere Gehwege säumen und die Namen von Märchenhelden tragen: Cinderella Road, Snow White Drive, Peter Pan Place. Chaney war schon als Jugendlicher in diese Gegend gezogen. Seine Eltern, die Mutter trank, der Vater war nie da, hatten sich getrennt und beschlossen, es würde für ihren Sohn am besten sein, in einer behüteten Umgebung aufzuwachsen.

Das Zimmer, das Chaney bei seiner Verhaftung zwanzig Jahre später hinterlassen sollte, befand sich im oberen Teil des Hauses und hatte sich seit seinem Einzug kaum verändert. Die Ermittler des FBI notierten, die Einrichtung erinnere weniger an die eines Schwerekriminellen als an die eines «pubertierenden Teenagers»: Sie fanden ein Hochbett, zwei Ikea-Regale und einen Computer der Marke Intel. In den Schränken stapelten sich DVD von *Fight Club* bis *Friedhof der Kuschtiere*. Auf dem Nachttisch standen *Star-Wars*-Figuren gleich neben einer Dose Handcrème, einer Tüte Karamellbonbons und zwei Ausgaben des Magazins *Penthouse*. Chaney hatte

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sein gesamtes Erwachsenenleben in diesem Zimmer verbracht. Nach der Highschool hatte er ein paar Jahre in einer Videothek gejobbt. Als seine Mutter aber ein zweites Mal heiratete, sah er keinen Grund mehr, morgens aufzustehen, um Geld zu verdienen. Sein Stiefvater, ein reicher Makler aus Massachusetts, überwies ihm jeden Monat 1000 Dollar. Chaney zahlte keine Miete und brauchte nicht mehr für sein einfaches Leben, das vor allem aus Fast Food und Computerspielen bestand.

«Die Sache mit Hollywood», sagt Chaney und spricht von seinen Verbrechen wie über einen harmlosen Streich, «begann eigentlich mit einer dummen Idee.» Es war eine Nacht im November 2008, seine Grossmutter hatte sich bereits schlafen gelegt, als der Sender CNN vom jüngsten Skandal in Hollywood berichtete. Es ging um Drehbücher, die gestohlen worden waren. Eine Meldung, wie sie alle paar Monate für Schlagzeilen sorgte, und Chaney schenkte ihr zunächst kaum besondere Aufmerksamkeit. Erst die Nachricht, dass ein Hacker an das Material gekommen war, indem er das private E-Mail-Konto eines Produzenten gelesen hatte, weckte seine Neugierde. Chaney fragte sich: «Wenn dies bei einem einfachen Produzenten möglich ist – wie schwierig ist es dann bei den wirklich grossen Leuten im Showgeschäft?»

Chaney war alles andere als ein Hacker. Er konnte weder programmieren, noch hatte er je den Mut gehabt, etwas Verbotenes zu tun. Aber er hatte viel Zeit und schon immer eine Schwäche für Rätsel. Als Junge, erzählt er, schenkte ihm sein Vater einen Zauberwürfel, an dessen bunten Kanten er so lange schraubte, bis er irgendwann eine Lösung fand. Er ahnte, dass es auch für das Hacken eines E-Mail-Kontos einen Weg geben musste. Dass es die gleiche Mischung aus Beharrlichkeit und Kreativität erfordern würde.

Noch in derselben Nacht erstellte er eine Liste mit Hollywoodstars, von deren Namen er glaubte, sie liessen sich kaum verwechseln: Benicio del Toro, Milla Jovovich, Quentin Tarantino, mehr als dreissig Personen schrieb er auf. Sein erstes Ziel waren deren Privatadressen, und um diese zu ermitteln, fügte er die Namen in den Adresszeilen der bekanntesten E-Mail-Anbieter ein. Chaney's Versuchsprinzip war das eines Amateurs, und die Wahrscheinlichkeit, eine existierende Adresse zu erwischen, nicht gerade gross, das war ihm klar. Aber er vertraute auf sein Glück, und tatsächlich dauerte es nur Tage, bis er einen Treffer landete: johansson.scarlett@gmail.com. Die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

damalige Jungschauspielerin Scarlett Johansson war sorglos genug gewesen, keine anonyme Adresse zu verwenden, und hatte Chaney damit unfreiwillig den ersten Schlüssel zu ihrem Postfach geliefert.

Die zweite Hürde zum Konto der Darstellerin bestand in einem Passwort. Dieses herauszufinden, sagt Chaney, erschien eigentlich unmöglich. Aber zu seinem Erstaunen war es selbst für einen Laien wie ihn ein «Kinderspiel».

Als er versuchte, sich mit der gefundenen Adresse anzumelden, und dabei mehrmals ein falsches Kennwort eingab, blinkten eine Hand voll Sicherheitsfragen auf. Es waren persönliche Fragen, wie sie jeder Nutzer erstellt, um sein Konto vor fremden Zugriffen zu schützen: Was war Ihr Berufswunsch als Kind? Wie lautet der zweite Vorname Ihrer Mutter? Wo haben Sie früher Ihre Ferien verbracht? Wie überraschend viele Leute in Hollywood, das sollte Chaney bald feststellen, hatte Scarlett Johansson ihr Postfach bereits Jahre zuvor eingerichtet, es später aber versäumt, die Fragen an die Tatsache anzupassen, dass ihr Privatleben mittlerweile wie durch einen Röntgenscanner öffentlich ausgeleuchtet war. Chaney brauchte nicht lange, um die Antworten, die er suchte, durch blosses Googeln im Netz zu finden, und nach nicht mal 24 Stunden hatte er die Passwortsperrung geknackt.

«Es war wie ein *Home Run*», so beschreibt er das Gefühl des Triumphs, das ihn durchfuhr, als er sich im Namen der Schauspielerin anmeldete, ihre privaten Nachrichten überflog und schliesslich die gesamte Kontaktliste durchscrollte. Sein Blick fiel auf einige der grössten Namen des Showgeschäfts: Regisseure, Sängerinnen, Oscarpreisträger – Chaney kannte nun die Adressen Dutzender Leute, und er ahnte, dass Johansson unter diesen nicht die Einzige war, die ihr Postfach nachlässig geschützt hatte.

Mit dem kühlen Eifer eines Detektivs machte sich Chaney bald daran, die Zugänge weiterer Konten zu entschlüsseln. Anders als seine Grossmutter, die jeden Nachmittag in Seelenruhe durch Boulevard-Zeitschriften blätterte, hatte er sich bis dahin kaum für berühmte Menschen interessiert. Nun aber erschienen ihm geringste Informationen aus deren Privatleben wie kostbare Puzzleteile, die er nur finden musste, um lästige Passwortsperrungen zu umgehen. Er durchstöberte Blogs und Facebook-Seiten, studierte Zeitschriften und Zeitungsarchive. Sogar bei ehemaligen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schulen oder Studentenverbindungen berühmter Schauspieler rief er an, um Details aus deren Biografien in Erfahrung zu bringen. Die meisten Stars machten es Chaney leicht, denn sie waren nicht gerade einfallsreich, wenn es darum ging, ihre Postfächer durch Fragen zu schützen, deren Antworten niemand ausser ihnen selbst kennen sollte:

Chaney benötigte bloss Tage, um in Erfahrung zu bringen, dass Angelina Jolies Urgrossmutter auf den Mädchennamen Bertrand hörte und dass Leonardo DiCaprio die französische Bulldogge seines Stiefbruders Django rief. Er fand bald heraus, dass Edward Norton im Football-Team seiner Highschool ein Trikot mit der Nummer 33 trug und dass sich Justin Timberlakes Eltern beim Kinofilm *Ein Offizier und Gentleman* zum ersten Mal geküsst hatten. Sogar wie der Name des kleinen Süsswarenladens lautete, den Jennifer Lopez' Grossonkel vor Jahrzehnten in der Bronx betrieben hatte, blieb Chaney's Recherchen nicht lange verborgen. Nicht einmal zwei Monate dauerte es, dann hatte er Dutzende Rätsel gelöst und die E-Mail-Konten von mehr als dreissig Berühmtheiten geknackt.

Christopher Chaney hätte die Sache an diesem Punkt beenden können. Er hatte die Wahl, nicht weiter in fremde Privatleben vorzudringen. Er hatte die Chance, «das Richtige zu tun», so formulieren es die Anwälte der Stars, die bis vor kurzem gegen ihn klagten, um ihn für den Rest seines Lebens hinter Gitter zu bringen. Vielleicht hätte das Gericht am Ende milder geurteilt, hätte Chaney sich nie wieder in die gehackten Konten eingeloggt. Wahrscheinlich wäre es nie aufgefallen, und er wäre noch heute ein freier Mann.

Aber Chaney konnte der Versuchung nicht widerstehen. «Wer hätte es nicht wie ich gemacht? Wer hätte nicht wissen wollen, was die Leute aus den Filmen in Wahrheit tun und denken?» Die Gelegenheit, sagt er, und noch immer fährt verstohlene Begeisterung in seine Züge, «war einfach zu verlockend.»

Chaney schaut aus dem schmalen Fenster des Gefängnissaals in Jesup. Sein Blick führt nicht weit, fällt auf Gitterstäbe und den Anstaltshof, ein graues Meer aus Stein und Beton. Er ist jetzt seit vier Wochen hier, er sagt, er habe sich an dieses Bild gewöhnt. An insgesamt fünf Besuchstagen erzählt er seine Geschichte. Es ist eine Geschichte, die sich mit den Untersuchungen der Ermittler deckt, und Chaney erzählt sie mit der geordneten Nüchternheit eines Mannes, der sie schon häufig erzählen

musste. In jedem Moment aber, in der er vom Innenleben Hollywoods erzählt, wiegt Stolz in seiner Stimme. Er klingt dann wie ein Abenteurer, der von einem fremden Reich berichtet. Wie einer, der von der Aussicht eines Gipfels schwärmt, den kein Mensch zuvor erklommen hat.

Chaney war bewusst, dass die E-Mail-Konten Einblicke versprachen, die niemand sonst bekommen würde. Die Stars breiteten in den Nachrichten ihr Leben aus, und er besass eine Art Logenplatz, um jedem Einzelnen dabei über die Schulter zu sehen. Die heimliche Verfolgung ihrer Träume und Wünsche, ihrer Sorgen und Ängste – zu Beginn, sagt Chaney, war es «wie ein Hobby»:

Während seine Grossmutter am Küchentisch in Florida die Klatschpresse las, studierte er bald jeden Morgen über seinen Computer, was die sogenannten Reichen und Schönen am anderen Ende des Landes wirklich bewegte. Nicht immer waren dies Drogenexzesse oder wilde Parys. In den ersten Wochen stellte Chaney fest, dass sich hinter den schillerndsten Fassaden oft Alltäglichstes verbarg. Dass selbst Menschen, die in Beverly Hills leben und regelmässig über einen roten Teppich flanieren, mit irdischen Dingen wie Haftpflichtversicherungen, Durchfall oder Zahnarztterminen zu kämpfen haben. Es war eine Erkenntnis, die ihn beruhigte, sagt er, da sie sein eigenes Leben ein Stück weit weniger klein und farblos erschienen liess.

Je mehr E-Mails Chaney aber las, aus einigen Dutzend Nachrichten wurden bald mehrere hundert am Tag, desto weiter drang er zu Geheimnissen vor, die ihn gleichzeitig erschreckten und faszinierten: Da war die Verzweilung alternder Schauspielerinnen, die an aufstrebende Regisseure schrieben und für noch so kleine Rollen weit mehr als nur ihr Talent vor der Kamera anboten. Da war die Korrespondenz zweier Oscarpreisträger, der eine spielsüchtig, der andere alkoholabhängig, die sich regelmässig über ihre Depressionen austauschten und Pläne schmiedeten, sich gemeinsam vom höchsten Kasino Atlantic Citys zu stürzen. Einmal stiess Chaney auf die Nachrichten eines Action-Stars, mit dessen Filmen er aufgewachsen war und dessen Poster früher wie Heiligenbilder an der Wand seines Schlafzimmers gehangen hatten. Als er in dessen Postfach aber Privatfotos entdeckte und verstand, dass der verheiratete Darsteller heimliche Liebesferien mit männlichen

Fitnessstrainern verbrachte, begann er zu erkennen, dass die wenigsten Leute in Hollywood die waren, für die ihre Fans sie hielten.

Was Chaney am meisten begeisterte, war das filmreife Beziehungsgelecht, das sich hinter den Kulissen des Showgeschäfts offenbarte. «Es war wie in einer *Daily Soap*», sagt er. «Jeder geht mit jedem ins Bett, und jeder betrügt den einen mit dem anderen.»

Es war auch die Leere in seinem eigenen Leben, die dazu beitrug, dass Chaney sich immer weiter in der Parallelwelt Hollywoods verlor. Er selbst hatte nie eine Freundin gehabt, er war mit Anfang dreissig noch immer Jungfrau. Auch hatte er nie weite Reisen unternommen, um die Welt zu sehen, oder war je abends ausgegangen, um Leute kennenzulernen und Abenteuer zu erleben.

Durch die E-Mails seiner Opfer aber erlebte er all dies ständig, und zwar zehnmal grösser und bedeutender. Er sass nun mit an Bord, wenn Regisseure nach Europa flogen, um ihre neuesten Filme vorzustellen. Er feierte mit, wenn Produzenten zu ausschweifenden Dinner-Partys am Mulholland Drive einluden. Er fühlte sich verkatert und auch ein wenig erschöpft, wenn die Gäste sich am Morgen darauf in verschämten Nachrichten für die gemeinsame Nacht bedankten. Der Alltag der Stars erschien Chaney «so erfüllt, so aufregend», sagt er, dass er diesen bald wie in Echtzeit verfolgte und seinen eigenen darüber mehr und mehr vergass.

Aus Wochen, in denen sich Chaney immer tiefer in die Intimsphäre Hollywoods hineinsteigerte, wurden bald Monate, und aus Monaten bald Jahre. Er nahm fünfzehn Kilo ab, ernährte sich allenfalls von kalten Dosenravioli, verliess kaum noch das Haus und verbrachte seine Tage von frühmorgens bis spätnachts vor dem Computer. Wie das FBI später anhand von Internetprotokollen rekonstruieren sollte, überwachte er das Leben der Stars in dieser Zeit beinahe rund um die Uhr. Er wachte mit ihnen auf, und er ging mit ihnen schlafen. Er wurde Zeuge, wie sie stritten und liebten, wie sie logen und verzweifelten. An manchen Tagen lachte er mit ihnen. An anderen jubelte er wie ein alter Freund über ihre Erfolge. Und traf sie ein schwerer Schicksalsschlag, trieb ihm ihr Unglück Tränen in die Augen. All das geschah heimlich. Niemand bekam seine Verbrechen mit, keines seiner Opfer bemerkte etwas. Je weiter Chaney aber in

deren Leben abtauchte, desto gleichgültiger wurde er, was die Menschen in seiner wirklichen Umgebung betraf.

Die ehemaligen Nachbarn sagen heute, dass sie ihn das letzte Mal an der Beerdigung seiner Grossmutter sahen. Es war ein Nachmittag im November 2010, und Chaney hinterliess einen teilnahmslosen Eindruck. Seine Augen, erzählen die Leute, umurchten tiefe Ränder, «als hätte er seit Wochen oder Monaten nicht geschlafen». Die Beisetzung auf dem Friedhof von Jacksonville dauerte nicht länger als eine Stunde. Chaney verliess die anschliessende Trauerfeier als Erster. Er hatte es eilig, er war nervös, sagt er, da er fürchtete, eine neue Wendung oder ein neues Drama im Leben seiner Stars zu verpassen. Es war am gleichen Tag, spätabends, als Chaney in Scarlett Johanssons Postfach auf jene Fotos stiess, die nur elf Monate später zu seiner Verhaftung führen sollten.

Johansson war mittlerweile zu einer der umworbenen Darstellerinnen Hollywoods aufgestiegen, und sie hatte ihrem damaligen Freund die intimen Bilder von sich gesendet, die Selbstporträts auf dem Hotelbett und vor dem Badezimmerspiegel; freizügige Aufmerksamkeiten kurz vor Mitternacht, versehen mit den Worten: «Wish you were here!»

Christopher Chaney kann heute nicht mehr sagen, was ihn trieb, die Fotos zu verbreiten; sie nicht wie all die anderen, die er zuvor gesammelt und wie Trophäen an die Wände seines Schlafzimmers gehängt hatte, für sich zu behalten, sie zu hüten wie stille Geheimnisse. War es Gleichmut? Hatte er sich so weit von der Realität entfernt, dass er sein Verhängnis nicht kommen sah? Chaney sagt, dass er niemandem etwas Böses wollte, aber schon sein ganzes Leben lang Beachtung suchte. Dass er schon immer darum kämpfen musste, gesehen und gehört zu werden. Er sagt auch, dass er Dinge nie gut für sich behalten konnte. Dass er noch als Erwachsener, wenn er Abende im Wohnzimmer verbrachte, um mit seiner Grossmutter Quizshows zu schauen, nicht umhinkonnte, die Antwort wie ein kleiner Junge, der um Anerkennung bettelt, in den Raum zu posaunen.

Vielleicht verhielt es sich mit den Geheimnissen Hollywoods ähnlich. Vielleicht waren diese ihm irgendwann nicht mehr genug, wenn er sie nicht mit anderen Leuten teilen konnte. Und vielleicht legte etwas in ihm es darauf an, erwischt zu werden,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

damit die ganze Welt eruhr, dass er es war, der Hollywood gesehen hatte wie kein anderer Mensch zuvor.

Nur Wochen nachdem Chaney auf Johanssons Privatbilder gestossen war, sendete er sie an Hollywoodleaked.com, eine Seite, die gestohlene Nacktfotos berühmter Menschen im Netz veröffentlichte. Die Plattform war bloss eine von Dutzenden dieser Art, sie kostete Mitglieder acht Dollar im Monat und verzeichnete mehr als drei Millionen Klicks am Tag; ein kriminelles Geschäft, mit dem die Betreiber ein Vermögen machten. Doch obwohl Johanssons Bilder brisanter waren als alle anderen Fotos auf dem Markt, nahm Chaney kein Geld für die Dateien. Die Ermittler des FBI sind sich heute sicher, dass er keine kommerziellen Absichten verfolgte. Sie sprechen von einem «einzigartigen Vorgang», der ihnen noch bei keinem Hacker dieses Milieus begegnet sei.

Es dauerte nicht lange, bis Johanssons Nacktbilder das Netz eroberten, sich wie eine Lawine in die breite Öffentlichkeit wälzten. Binnen weniger Stunden gelangten die Fotos von der illegalen Seite über Twitter bis in die Schlagzeilen angesehenster Nachrichtenblätter wie der *New York Times* und der *Washington Post*. Von «Scarletts Schande» und einem «Skandal» war die Rede. Fernsehteams aus halb Amerika berichteten über den Fall, positionierten ihre Korrespondenten in den Hollywood Hills wie bei einer Staatsafäre vor dem Weissen Haus. Johansson selbst verliess noch am selben Tag die USA, sagte sämtliche Ausritte und Filmdrehs für unbestimmte Zeit ab. Die Darstellerin nehme sich, schwer getroffen vom Einbruch in ihre Privatsphäre, eine «persönliche Auszeit», hiess es.

Chaney verfolgte den Aufruhr in nervöser Begeisterung. Seine Knie und Hände, sagt er, zitterten jedes Mal, wenn in der Presse oder im Radio vom «Hollywood-Hacker» die Rede war. Er kam sich dann vor wie ein Phantom, über das die Leute im ganzen Land sprachen, wobei es mitten unter ihnen wohnte; unerkannt, in einem einfachen Reihenhaus in Jacksonville, Florida.

Aber Johanssons Nacktfotos blieben nicht die einzigen, sie waren Chaney nicht genug. Was als «einmaliger Ausrutscher» begann, sagt er, wurde bald zu einer Sucht: In den Wochen und Monaten darauf brachte er die Privatbilder Dutzender Stars in Umlauf. Seine Opfer waren dabei meist hübsche, junge Frauen, Schauspielerinnen wie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mila Kunis und Eva Mendes oder Popsängerinnen Alicia Keys und Christina Aguilera. Chaney wusste, dass Schönheiten wie sie die grösste Aufmerksamkeit versprachen. Doch genauso wenig schreckte er vor den persönlichen oder geschäftlichen Geheimnissen anderer Stars zurück. Bald versorgte er Boulevardzeitungen mit seinem Wissen um bevorstehende Coming-outs, aussereheliche Affären oder Drogenabstürze. Bald schickte er unter Verschluss gehaltene Drehbücher an anonyme Hollywood-Blogger. Und einmal leitete er unveröffentlichtes Kinomaterial an illegale Streaming-Dienste weiter. Als sich der Schaden der Filmstudios auf zweistellige Millionensummen belief, hatte das FBI bereits zur landesweiten Fahndung angesetzt.

Chaney selbst aber wurde von Tag zu Tag sorgloser. Er verschlüsselte die E-Mails, die er versendete, immer seltener. Er gab sich immer weniger Mühe, seine digitalen Spuren im Netz zu verwischen. Eines Nachts, als ein berühmter Schauspieler eine Nachricht von seiner Verlobten bekam, die ihm ein Ferienfoto von der Küste Siziliens sendete, liess er sich gar dazu hinreissen, an dessen Stelle und in dessen Namen zu antworten. Er schrieb: «Wow, was für eine wundervolle Aussicht!»

Das psychologische Gutachten über den Strafgefangenen Christopher Chaney umfasst 191 Seiten und wurde von vier unabhängigen Gerichtspsychologen erstellt. Die Experten sind sich einig, dass Chaney zum Zeitpunkt seiner Taten weder an einer Persönlichkeitsstörung litt noch einer krankhaften Beeinträchtigung seines Bewusstseins unterlag. Sie zweifeln nicht, dass er jede seiner Handlungen überblickte und deren Konsequenzen zu jeder Zeit abschätzen konnte. Auf die Frage, warum Chaney dennoch immer weitere Verbrechen verübte und immer fahrlässiger dabei voringing, lassen die Analysen der Gutachter nur eine schlüssige Antwort zu: Er wollte verhaftet werden.

Es war ein Morgen wie jeder am Stadtrand von Jacksonville, die Sonne über der Märchensiedlung war gerade erst aufgegangen, als im Oktober 2011 acht Polizeiwagen und ein bewaffnetes SWAT-Team Chaney's Haus umstellten. Operation Hackerazzi, so lautete der Name jener monatelangen Ermittlungen, an deren Ende das FBI nur Tage zuvor die Hintermänner illegaler Netzseiten und Fotoanbieter in ganz Amerika hochgenommen hatte; in Büros in Toronto, in Hinterhofgaragen in Seattle

und in Hotelzimmern in Bogotá. Dabei waren sie über die beschlagnahmten Computer auch auf Hinweise gestossen, die nach Jacksonville führten.

Chaney wehrte sich nicht gegen seine Verhaftung. Als das Spezialeinsatzkommando mit Gewehren im Anschlag die Treppe hinauf in sein Zimmer stürmte, so steht es in den Akten, hockte er mit gefalteten Händen wie ein reuiger Teenager auf seinem Bett. Den Computer, über den er sich bald drei Jahre lang in den Alltag prominenter Menschen versetzt hatte, musste er nur Augenblicke vorher ausgeschaltet haben. Die Lüftung war noch heiss wie ein überhitzter Föhn.

Zehn Jahre Haft, so lautete das Strafmass, als Chaney zum ersten Mal verurteilt wurde, bald nach seiner Festnahme. Aber mit der Zeit kamen immer mehr Details seiner Verbrechen ans Licht, und immer mehr Opfer taten sich zusammen. Der Fall wurde neu aufgerollt. Die Stars aus Hollywood, allen voran Scarlett Johansson, verpflichteten die teuersten Strafanwälte der USA. Chaney bekam nur einen Pflichtverteidiger gestellt. Die Sache konnte nicht gut für ihn ausgehen, und doch: Sitzt man ihm heute gegenüber, sieht man keinen gebrochenen Menschen vor sich. In Chaney's Gesicht und in seinen Worten liegt Zufriedenheit, wenn er sagt, dass jeder im Knast seinen Namen kennt. Dass Mitinsassen an seinen Lippen hängen, wenn er von seinen Taten erzählt.

Vielleicht ist Chaney's Leben als Hätling weit weniger einsam und ereignislos als es sein Leben in Freiheit immer gewesen war. Er gibt jetzt jede Woche Interviews, Reporter aus der halben Welt wollen ihn treffen. Fernsighteams wollen seine Geschichte hören. Nur kurz nach der Verurteilung kam ein Mann mit Aktentasche und teurem Anzug in die Haftanstalt, um Chaney ein Angebot zu machen. Es ging um die Mitarbeit an einem Drehbuch. *Der Hollywood-Hacker* soll bald ins Kino kommen. Die grössten Schauspieler, hiess es, würden sich darum reissen, ihn zu spielen. Jahrelang hatte Christopher Chaney sich in die Leben berühmter Menschen geflüchtet. Jetzt fühlt er sich manchmal selbst wie einer.

Es war vor zwei Wochen, da schickte ihm sein Anwalt eine Nachricht in seine Zelle, der Anlass war die Berufung. Bislang ist das Urteil des Gerichts nicht rechtskräftig. Noch könnte Chaney sich dagegen wehren. Die Chancen, seine Haftstrafe um einige Jahre, vielleicht sogar Jahrzehnte zu verringern, schrieb der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Verteidiger, stünden nicht schlecht. Er müsse dafür nur den Brief unterschreiben und damit versichern, sich aus dem Rampenlicht zurückzuziehen. Er müsse auhören, seine Verbrechen öffentlich auszuschlachten. Er müsse sich als Täter zeigen, der seine Verbrechen aufrichtig bereut.

Chaney las die Nachricht seines Anwalts und überlegte einen Tag lang, wie er sich entscheiden solle. Am Morgen darauf nahm er den Brief und schickte ihn zurück. Die Zeile für seine Unterschrift blieb leer.

„Ich möchte nicht, dass Mama so fühlen muss“

*Als sie in der Depression versank, glaubte sie, für ihre Familie sei es besser, wenn sie nicht mehr da wäre. Doch ihr Mann und ihre Töchter ließen sie nicht los.
Die Geschichte eines Kampfes*

Von Sonja Hartwig, stern, 07.05.2015

„Wenn ich an die Zeit denke, dann sehe ich Mama oben an der Treppe stehen, weinend, du bist weinend zu mir gekommen“, sagt Tina, die Ältere.

„Ich sehe Mama im Bett liegen, wir sollen sie nicht stören“, sagt Ellen, die Jüngere.

„Ich fragte nicht, warum das da ist, wer der Böse ist. Es gibt für mich kein Bild, keinen Geruch, keinen Geschmack. Ich kann nicht erklären, was oder wie diese Krankheit ist, nur, was sie mit Sabine gemacht hat“, sagt Michael, der Ehemann.

„Es ist ja nicht so wie bei einer Grippe, da hast du Fieber und Schnupfen, hier sind die Symptome unterschiedlich“, sagt Tina.

„Man kann nicht aufstehen, weil“, beginnt Ellen. „Angst vor dem Leben“, unterbricht Tina. „Weil man Angst vor allem hat, was passieren kann, das lastet auf einem. Alles ist schwer, alles ist grau, man sieht die Farben nicht“, sagt Ellen.

Sie sitzen um einen Tisch. Tina, die Ältere, 18 wird sie bald, lernt gerade für das Abitur, dann will sie nach Neuseeland; Ellen, die Jüngere, bald 16, liest viel, „Emilia Galotti“ für die Schule, ginge es nach ihr, lieber Fantasy, Stephen Kings „Es“ liegt neben ihrem Bett; Michael, 45, arbeitet in der Versicherungsabteilung eines großen Unternehmens, am liebsten liest er den „Kölner Stadt-Anzeiger“ während des

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Karnevals: Keiner ist beklaut worden, keiner umgefallen, mal nicht so viel Düsteres, super. Und Sabine, seine Frau, eineinhalb Jahre jünger als er, Metzgermeisterin, aber nicht mehr im Beruf, sie bildet sich als Trauerbegleiterin fort.

Seit 26 Jahren kennen sie sich, er war einer von den Fußballjungs, die mit den Reitermädeln Partys feierten. Sie mochten sich, aber wenn er in den Stall kam, sagt Michael, war es nie wegen Sabine. Einmal rief er Sabine an, er habe da ein Mädchen, mit dem es etwas kompliziert sei, er brauche mal ihre Meinung, ob sie es wert sei, Sabine kam und sagte: Kämpf, Bombenfrau. Michael und Sabine wurden beste Freunde, sie sahen sich zwei Stunden am Tag, und in der Nacht telefonierten sie drei. Später, mit 22, wurden sie ein Paar. „Tausendmal berührt, tausendmal ist nichts passiert“, summt Tina, da muss ich immer an euch denken. „Als ich sie kennenlernte“, sagt Michael, „war Sabine ein Mensch, der machte Sachen mit, der haute schon mal auf die Kacke. Ich war stolz, hübsche Frau, cooles Auftreten, ordentliche Mucke hörten wir, Red Hot Chili Peppers, andere sagten: Die kann man gut zusammen einladen, mit denen hat man Spaß.“

„Sie ist kein Adrenalinjunkie“, sagt Ellen, „wir drei lieben das, aber Mama geht nicht auf Achterbahnen, sie hat Höhenangst. Superlieb ist sie, ein superfröhlicher Mensch. Sie hat mal ein Bild gemalt mit ganz viel Orange, diese Farbe, das ist Mama.“

„Sie hat so ein schönes Lächeln“, sagt Tina. „Es geht viel über ihr Gesicht. Sie strahlt gerne“, sagt Michael.

„Dieses Lächeln“, ruft Tina, „ich bin so neidisch, dass ich nicht ihren Mund abbekommen habe.“

„Lebensbejahend, offen, emotional, so ist heute Sabine“, sagt Sabine.

Sie blättert in ihren Tagebüchern, zieht einzelne Blätter hervor, liniert, sie sucht nach Sätzen, die zeigen, wie das alles begann, mit diesem Fremden in ihrem Körper, 2006, sie waren gerade wieder zurück nach Köln gezogen, nach zweieinhalb Jahren in Irland auf dem Land. „Eine Bestandsaufnahme“ hat Sabine über das Blatt geschrieben.

Mo, 18.9.06 Es geht mir gerade ganz mies! War heute morgen schon antriebslos, erschöpft und ohne positive Energie. ... Wenn's „ernster“ wird, hab ich sofort die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Tränen in den Augen. Schaffe es nicht, mir mit schönen Erlebnissen, Schlaf, kleinen Auszeitinseln am Tag ein Polster aufzubauen bzw. davon zu zehren.

So, 24.9.06 2. Bestandsaufnahme. Lachen kostet mich viel Kraft, bin oft den Tränen nahe ... versuche mich durch gezielt ausgewähltes TV abzulenken, vermeide Menschen zufällig oder/und gezielt zu treffen, der Lärm und viele andere Dinge gehen mir auf die Nerven, fühle mich fast nur im Schlafzimmer auf meiner Bettseite sicher ... habe den dauerhaft präsenten Wunsch nach RUHE und FRIEDEN.

27.9.06 Bestandsaufnahme, die 3. Meine Gesichtsmuskeln hängen runter – spürbar!

Bestandsaufnahme, die 4. Es ist, als stünde ich am Rand eines Spielplatzes und dürfte nicht mitspielen/ mitfreuen/mitlachen/mitleben ... Michael sagte vor ein paar Tagen zu mir (als ich mal wieder heulend im Bett lag): „Das geht nicht so schnell. Das dauert halt noch!“ Woher weiß er das? Ich weiß nämlich im Moment gar nichts! ... Mein Wunsch ist ein Sanatorium, wo ich mich um nix kümmern muss, mit Essen versorgt werde, kein Input, nur heile Welt.

Sie klappt die Bücher zu, trinkt einen Schluck Wasser, auf dem Glas steht: Keep calm and stay positive. „Ich dachte ja, ich bin verrückt, ich bin nicht mehr ich selbst.“ Es gab keinen Namen für das in ihr. Und vor ihr gab es nur diesen Kirschzweig, auf der Motivtapete im Schlafzimmer, den sie anstarrte, wenn sie im Bett lag, tagsüber, Stunde um Stunde, nicht schlafen, nicht mal umdrehen, nur auf den Kirschzweig starren: Was hat das alles für einen Sinn? Sie stand auf, wenn sie arbeiten musste, dann ging sie die Treppe runter, rechts rum, in die Metzgerei, Schürze um: „Guten Tag. Was kann ich für Sie tun?“ Fassade aufsetzen, Feierabend um 14 Uhr, hinlegen, Kirschzweig, Stunden zählen: Wann kann ich schlafen? Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr, bin nur eine Last, allen nur eine Last, ohne mich wäre ihr Leben leichter.

„Als wir in Köln wohnten, Mama, da haben wir doch oft gesungen, der Mond scheint hell, und wir haben Flöte gespielt. Aber in deinem Schlafzimmer, da war ich nie, das war kein Zimmer für uns“, sagt Ellen. „Ich habe das auch nur dunkel in Erinnerung, dunkel gestrichen, dunkle Vorhänge“, sagt Tina.

„Da sollten wir, glaube ich, auch nie rein“, sagt Ellen.

„Zu meinen Freunden sagte ich: Leise sein, Mama schläft. Ich wusste ja, dass es ihr nicht gut ging, ich wollte sie nicht wecken“, sagt Tina.

– Stell ich mich an?

– Muss ich mich einfach nur in den Hintern treten?

– Wo führt das hin?

– Ist diese Zeit verlorene Zeit?

– Wie lange kann/muss ich das aushalten?, schrieb Sabine damals in ihr Tagebuch.

11. Februar 2007, ein milder Winterabend, 9 Grad, starke Böen.

Ein Abend, der nicht umgehen wollte, erinnert sich Sabine, endlos. Du kannst nicht ins Bett, was machst du jetzt, wie vergeht Zeit? Sie zog die Jacke an, spazieren, einmal um den Block, am Kiosk vorbei. Kauf dir eine Zeitschrift, eine Zeitschrift lenkt ab, dann setzt du dich zu Hause an den Küchentisch. Die Kinder lagen im Bett, Michael hatte zu tun, sie blätterte, Seite 88, ein Dossier, sie las: Es gibt keine andere Erkrankung, bei der der Leidensdruck so groß ist. Die Verzweiflung führt dazu, dass viele Patienten den Wunsch verspüren, am nächsten Morgen einfach nicht mehr aufzuwachen. Bei allen anderen Krankheiten will man leben – bei der schweren Depression will man tot sein.

„Dieser Text“, sagt Sabine, „ist doch vom Himmel gefallen, der ist doch vom Himmel gefallen.“

Als wären die Sätze für sie geschrieben worden. Auf Seite 97 machte sie einen Test. Frage 1: Leiden Sie unter gedrückter Stimmung? Ja. Frage 4: Leiden Sie unter fehlendem Selbstvertrauen und/oder Selbstwertgefühl? Ja. Frage 8: Leiden Sie seit mehr als zwei Wochen unter hartnäckigen Schlafstörungen? Ja. Frage 10: Leiden Sie seit mehr als zwei Wochen unter tiefer Verzweiflung und/oder Todesgedanken? Ja. Auswertung: Sie sollten unbedingt möglichst bald mit Ihrem Arzt sprechen.

Nächsten Tag zum Hausarzt, übernächsten zum Psychiater, Diagnose: schwere Depression. Eine Psychotherapie, empfahl der Psychiater und verschrieb ein Antidepressivum. Sabine saß ihm gegenüber, okay, aber was mache ich denn jetzt? –

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Augen zu und durch. Was wollen Sie denn sonst machen?“ Augen zu und durch. Niemand kann helfen, keine Rettung, dachte sie, alles lag an ihr, Augen zu und durch. Einmal die Woche ging sie zur Verhaltenstherapie.

Sabine greift mit ihren Fingern in die Wangen, krallt sich in ihre Haut. Es war, sagt sie, als würden in meinem Gesicht Gewichte hängen. Ein Lächeln, das ist ja eigentlich wie Atmen, da denkt man nicht drüber nach, ein Lächeln geschieht, aber in der Depression, da war es ein Kraftakt, die Mundwinkel hochzukriegen; und wenn es ganz schwer war, war es nicht mal möglich, die Kraft für diesen Akt aufzubringen. „Es waren Tonnen an Gewicht in ihrem Gesicht“, sagt Michael, „alles hing nach unten, die Schultern, der Körper. Ich konnte sehen, wenn es kommt, und ich konnte sehen, wenn es geht.“ Willkommen zurück, sagte er dann.

Die Depression kam in Episoden, Sabine stieg ein, innerhalb von wenigen Stunden, nach ein paar Malen wussten sie, wie das läuft. Vier, fünf, sechs Wochen dauerte es anfangs, alle ein bis zwei Monate, als würde sie auf einmal umhüllt, als bewegte sie sich hinter einer Wand, sie sah und hörte alles, aber sie war abgeschnitten, Gefühle gekappt, nichts kam an. Dann bekam die Hülle einen Riss, und sie stieg wieder aus. Willkommen, Sabine.

„Mir wird kalt“, sagt Sabine, während sie erzählt. Sie steht auf, steigt auf einen Hocker, schließt das Dachfenster, in der Ecke knistert das Holz im Ofen. „Vielleicht ist es nur, weil ich so emotional bin“, sie zieht sich eine Strickjacke über, streift sich durchs Haar, legt Holz nach.

Es wurde wärmer draußen, Frühsommer 2007, sie ging arbeiten, Fassade, lachen; vor dem Haus fuhren Straßenbahn und Autos, je zwei Spuren in beide Richtungen. Sie muss sich ändern, wenn sie sich ändert, dann ist sie nicht weiter krank, so einfach: ändern, nicht mehr krank.

Komm, Sabine, wenn du das Gefühl hast, du musst raus aus der Stadt, sagte eine Freundin, komm zu uns aufs Land, wir haben im Garten einen Wohnwagen stehen. Du gehst bei uns im Haus auf die Toilette, sonst hast du keine Ruhe. Für ein Wochenende fuhr sie aus der Stadt ins Tal, schlief im Wohnwagen, am Morgen las sie auf einem gelben Post-it: Guten Morgen! Ich hoffe, du hast gut geschlafen. PS: Deftig ist im

Kühlschrank. Sie schmierte sich ein Brötchen, ging wandern, der Stille zuhören. Montagmorgen, 11. Juni, sie lag im Bett: Du kannst hier nicht weg, nicht aufstehen, nicht zurück. Du kannst nicht, du kannst nicht, du musst. Musst da sein, wenn die Kinder aus der Schule kommen. Sie zog sich an, packte die Sachen, machte sich einen Plan: über den Bergrücken ins nächste Tal wandern, eineinhalb Stunden, den Zug nehmen, wieder zu Hause.

Es war windig, jeder Schritt vom Tal auf den Berg war schwer. Oben, an einem Kreuz, schaute sie über die Wiese ins Tal, nein, es geht nicht, es geht nicht. Es geht nicht so weiter. Der Satz gab Ruhe, da oben auf dem Berg, neben dem Kreuz eine Bank und ein Stein, in weißer Farbe: Im Leben hat in schweren Stunden am Kreuze mancher Halt gefunden, und alle, die Vertrauen hatten, ruhen gut in Kreuzes Schatten.

Weiter ging sie, runter ins Tal, einen Trampelpfad entlang, links vom Pfad ein Fluss. Die Schritte wurden schwerer. So geht's nicht weiter. So wird keiner glücklich. Der Weg wurde schmaler und immer wieder im Kreis: So geht's nicht weiter. Ich kann das jetzt hier beenden. Ich brauche nur ins Wasser zu gehen. Wie mache ich das? Damit mich keiner findet, in den Rucksack einen Stein legen, ihn versenken, ihn hinter einen Baum, im Laub verstecken? Schuhe aus, Schuhe an? „Es war ganz klar“, sagt Sabine, „damit die anderen weiterleben können, braucht es das, damit sie wieder ein Leben haben. Ich bin weitergegangen, warum – das kann ich nicht erklären.“

Weiter auf dem Trampelfad, um die Kurve, zum Bahnhof, in den Zug, gegenüber saßen zwei Mädchen, Sabine weinte in sich hinein, Angst vor jeder Minute, die vergeht, nicht vergeht. Sie rief Michael an, sie trafen sich in der Stadt. „Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr, ich kann nicht nach Hause, ich weiß nicht, wie es weitergeht.“ – „Ruhig, Sabine, du steigst in die Bahn, fährst nach Hause, gehst in die Wohnung, ich komme.“ Michael brachte die Kinder ins Bett, Sabine packte ein Nachthemd und ihre Zahnbürste in die Tasche, stieg auf ihr Fahrrad, fuhr in eine Klinik, irgendwann kam ein Arzt: „Ich muss hier bleiben.“ – Sie bleiben hier. Akute Suizidgefährdung? Dann muss ich Sie auf die Geschlossene bringen. Für eine Nacht.

Ruhe, endlich, fast ein Jahr lang hatte sie immer das Gefühl gehabt: Bringt mich irgendwo in einen Raum, ich setze mich an ein Fenster, schaue raus; bringt mir dreimal am Tag was zu essen. Bringt mir das, mehr brauche ich nicht. Endlich.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Wir haben Mama mal besucht“, sagt Tina, „ich weiß noch das Zimmer: großes Fenster, ein kleiner Tisch, Blumen. Das war steril, aber nichts Einschüchterndes, nichts Böses, nicht wie ein Gefängnis. Ich sehe, wie Mama da liegt, sie lächelt auch. Mama, du hast doch auch dieses Bild dort gemalt, das mit dem orangeroten Hintergrund, wo du dick ‚Leben‘ draufgeschrieben hast.“

„Nein, das Bild ist aus der Klinik?“, fragt Ellen ungläubig. „Ich weiß noch, wie du es mir gezeigt hast. Ich fand das schon immer total cool.“

„Ich habe das Bild auch immer so angehimmelt“, sagt Tina. „Es ist so motivierend“, flüstert Ellen.

Sabine schluchzt. „Ein weißes Blatt“, sagt sie, „ist für mich ja eigentlich der Horror, aber in der Maltherapie, irgendwann verlor ich meine Scheu, und dann war da so der Moment“, ihre Stimme bricht, „ich habe gedacht: Ich will leben jetzt. Wirklich so trotzig: Ich will leben! Ich dachte an die Familie, die wir kennen, an die drei Kinder, die durch Suizid ihre Mutter verloren haben, und ich dachte: Ich schaff das.“

Vors Fenster im Klinikzimmer stellte sie eine Postkarte: Wer unverhofft strandet, hat immerhin die Möglichkeit, Neuland zu entdecken.

Diese Krankheit ist zu heilen, begriff sie. Nicht Sabine wird verrückt, die Sabine existiert noch, sie ist nur manchmal nicht sichtbar, nicht handlungsfähig, manchmal ist Sabine nicht Sabine. Sie steht auf, holt einen Zettel, einen Stift und sagt: In so einer Situation, wo wenig zu greifen ist, da braucht man Haltepunkte, es gibt ja kein Röntgenbild, wo du siehst, daran liegt's, das reparierst du, und dann läufst du wieder. Sie legt das Blatt quer, nimmt den Stift und malt drei Säulen darauf, bei der ersten schraffiert sie ein Drittel, bei der zweiten die Hälfte, die dritte zu drei Vierteln. Über die Säulen zieht sie einen Strich und schreibt „Schwellenwert“. Uns wurde erklärt, sagt sie, wir Menschen haben eine unterschiedliche Vulnerabilität, ein Mensch mit hoher Vulnerabilität hat wenig Raum für Stress, bevor er die Schwelle erreicht, jemand mit einer geringen Vulnerabilität hat viele Kapazitäten. Wie meine Mutter: Oft habe ich mich gefragt, wie macht sie das, wie steht die 14 Stunden hinter der Theke und geht danach kegeln? Und wieso kannst du mich nach vier Stunden hinter der Theke nur noch in die Ecke setzen?

Sabine hatte eine Antwort, sie sprach mit der Ärztin, überlegte, was sie tun kann, dass sie nicht immer am Limit ist, von Episode zu Episode rutscht. Die Stadt, die vielen Reize, die Straßenbahn, hinter der Theke in der Metzgerei. Dass sie nicht immer über die Schwelle tritt. In ihr Tagebuch aus dem Krankenhaus, ein kleines orangefarbenes Büchlein, hat sie auf die Rückseite des Buchdeckels einen Satz geschrieben: Depression ist wie die Dame in Schwarz. Schick sie nicht weg, sondern bitte sie an deinen Tisch, und hör dir an, was sie zu sagen hat.

So ist die Depression, sagt Sabine. So würdevoll, da kommt keiner ran, so machtvoll, so stark ist sie, sie hat vor keinem Angst, die Dame in Schwarz, sie lässt sich nicht abweisen. Ich habe sie erst klopfen lassen, dann ließ ich sie rein.

„Dame in Schwarz, hmm“, sagt Tina, „für mich war es eher eine schwarze Wolke, die über dir war, die alles verdunkelte. Wenn ich merkte, die schwarze Wolke ist da oben, warst du für mich immer ein bisschen unnahbar.“

„Ich finde es noch heftiger als eine Wolke“, sagt Michael, „für mich ist es ein Brunnen, ein schwarzes Loch, wo nie ein Licht durchkommt, und wenn du einen Stein reinfallen lässt, ploppt er nie auf.“

Zu Ellen sagte Sabine einmal: „Wenn der Arm gebrochen ist, kann man nicht mit ihm schreiben, er braucht Zeit, um zu heilen. Wenn die Seele gebrochen ist, kann man nicht über einen Witz lachen, sie braucht Zeit, um zu heilen.“

Sie verließen die Stadt, zogen aufs Land, kleiner als ein Dorf, in einen Weiler hinter einer Bergkuppe, nicht mal zehn Häuser, 15 Schritte in den Wald. Das Kölsche Grundgesetz gilt auch hier, eine halbe Autostunde von der Stadt, es hängt im Bad, auf einem kleinen Schild. I. Et es, wie et es. II. Et kütt, wie et kütt. III. Et hät noch immer jod jejange. Wenn Karneval ist, schallt Karnevalsmusik durchs Fachwerk, Hey, hey, ho, singt Tina aus dem Bad, Tina geht als Panzerknacker und sagt: Kölner sind die Geilsten. Sabine trägt eine Perücke in grellen Neonfarben und ein rot-weißes Ringelshirt. Hey, hey, ho!

Das Haus im Weiler war Sabines Burg, ihre Trutzburg. Wenn sie raus wollte, schlich sie sich raus, auf den Trampelpfad, unter hohe Bäume.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Damals beim Essen“, sagt Tina, „war Mama nicht immer am Tisch. Wenn sie da war, haben wir ganz normal weitergemacht, sie auch mal weinen lassen. Sie hat oft am Tisch geweint, wir haben einfach geredet, rumgealbert.“

„Das klingt sicher komisch, es muss sich auch so angefühlt haben für dich“, sagt Michael.

„Manchmal, Mama, hast du auch gesagt: Nee, es geht nicht. Und dann bist du wieder hochgegangen“, sagt Tina.

„Das war ein großes Geschenk“, sagt Sabine, „ich durfte dabei sein“, ihre Stimme zittert, „ihr habt euch nicht auf meine Stimmung eingelassen, sonst hätte es mir alles noch viel mehr leidgetan.“

„Wir haben einfach weitergelacht“, sagt Ellen.

„Und dann“, meint Tina, „drückte ich manchmal deine Hand, und du gabst ein Lächeln unter Tränen.“

„So entstehen ja Regenbögen“, sagt Michael, „Sonne und Regen.“

„Dieses Lächeln“, meint Ellen, „das gab mir Kraft, ich wusste, Mama ist da, Mama kämpft für uns.“

„Dieses Lächeln, das kostete Kraft“, sagt Sabine.

„Immer wenn du heulend vor mir standest“, sagt Tina, „das fand ich am schwersten, du sagtest immer wieder: ‚Es tut mir so leid, ich will euch keine Last sein‘, und egal, wie oft ich antwortete, ‚Mama, du bist keine Last‘, meine Worte kamen nicht bei dir an. Du warst ja noch nie eine von den Hardcore-Müttern, die nicht weinen, bei jedem Märchen kannst du weinen, bei jedem Film. Das Weinen kannten wir, aber du hast dir immer so viel Schuld gegeben.“

Wenn die schwarze Wolke da war, über ihr, dann war der ganze Himmel schwarz, und das Haus war ihr Versteck. Sie versteckte sich, wenn jemand klingelte und überall die Lichter brannten, vielleicht war es die Frau, die die Eier brachte, ein Mann, der die Wasseruhr ablesen wollte. Sie kauerte sich unter das Fenster, legte sich ins Bett, rechte Seite, über den Kopf zog sie eine Kapuze, über die Kapuze einen Schal, dass gerade noch der Mund rausguckt und etwas Luft reinkommt, über den

Schal noch die Decke, noch eine und noch eine, eine Schicht schützt die andere. Wenn es tiefschwarz war, kamen nicht mal Tränen. Wenn das Bett nicht genug Schutz gab, versteckte sie sich im Speicher, hinter einem Schrank, und niemand wusste, wo sie war. Im Garten, da versteckte sie sich hinter einer Hecke, und mal hinten bei der Scheune; Michael stand vorn, am Gartenzaun, und redete mit einer Nachbarin, und Sabine wusste nicht, wohin, sie konnte nicht ins Haus, das hätte man gesehen, also duckte sie sich, krümmte sich in den Dreck, hinter einen Holzstapel, bis die Nachbarin weg war. Sabine, sagte Michael, hast du da die ganze Zeit gesessen? Und sie brach in Tränen aus.

„Manchmal“, sagt Sabine, „fragte ich mich, ob Michael die Contenance verliert. Diese endlose Toleranz, wenn es sich im Kreis drehte. Du hast nie gesagt: Schon wieder die gleiche Leier.“

„Es ging doch um dein Leben“, sagt Michael, „wir reden ja nicht davon, dass du eine Erkältung hattest.“

Ein Abend damals, es dämmerte schon, die Kinder waren noch in der Schule, sie hatten eine Aufführung, die Großeltern schauten zu, Michael und Sabine waren zu Hause, es wurde dunkler draußen, gleich würden sie kommen, alle zusammen, gut gelaunt, sie würden erzählen, die Worte würden sich überschlagen. Ich kann nicht, ich kann nicht hierbleiben. Sabine stand vor Michael. Michael gab ihr eine Warnweste und eine Taschenlampe: Wenn du nicht kannst, dann geh. Aus dem Haus in den dunklen Wald rannte sie, rannte wie irre, als ginge es um ihr Leben, rannte, wie sie vielleicht noch nie gerannt war und nicht mal gewusst hatte, dass sie so rennen kann. Runter ins Tal, wieder den Berg hoch, und als sie stoppte, lag sie mit dem Gesicht flach am Boden, sie war am Ende, aber sie hatte angehalten; bleiben, hier konnte sie bleiben.

Die Dame in Schwarz, sagt Sabine, sie hatte Sitzfleisch, sie blieb, ganz schön lange blieb sie sitzen am Tisch. „Dass ich aber erkannt habe, wer ich bin, wo ich leben will, dass es nichts für mich ist, hinter der Theke in der Metzgerei zu stehen, dass meine Stärken andere sind, das erfuhr ich durch sie.“ Die Episoden wurden kürzer, die Abstände zwischen ihnen größer, sie ging nicht mehr zur Therapie, nahm kein Antidepressivum mehr, und die Dame schrumpfte, sie hatte kaum mehr Macht, 2012, da schien es fast, als wäre die Dame nicht mehr da.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Diese Tage im Frühjahr 2012, diese vier Tage, die sind medizinisch nicht einzuordnen. Diese vier Tage, sagt Sabine, die waren der Albtraum, ich hab ihn nicht kommen sehen, er hat mir die Füße weggerissen. Sie lag im Bett, umhüllt, Kapuze, Schal, Decke, verstecken. Weg. Nur weg. Nur wegen mir, wegen mir müssen wieder alle leiden. Sie holte einen Malblock aus der Kommode, DIN A3, und schrieb, wie im Rausch:

Ich kann nicht mehr

- gegen die ganzen negativen Gedanken ankämpfen ...
- ertragen, dass Leichtigkeit sich sooo weit weg anfühlt ...
- dass ich kämpfe + kämpfe gegen die Gedanken und am Ende doch verliere ...
- bin es sooo leid, immer wieder dieses Häufchen Elend zu sein, das im Schlafzimmer auf der Bettkante sitzt und heult + schluchzt.

Sie lag im Bett und dachte, in nicht so weiter Ferne, da ist eine Brücke, hoch genug, sie könnte zu Fuß gehen, die Straße einfach immer weiter, immer weiter, Warnweste mitnehmen, Warnweste nicht mitnehmen? Und wenn ein Nachbar kommt, wo will sie hin? Du gehst spazieren, um die Zeit? Nur verschwinden. Nur weg.

Die Depression ist wie unter Wasser, sagt Sabine, ist sie schwer, ist es wie Tiefsee, alles schwarz, kein Licht, so war es in den ersten Jahren. 2010, 2011, 2012 aber war das Wasser in den Episoden schon blau, da schwamm sie tief unter der Wasseroberfläche, nur einen Atemzug machen, Sabine, dann wärst du da, sie spürte schon den Wind über sich. Diese vier Tage aber, da war sie wieder unten am Bodengrund, abgetaucht, Tiefsee, sie bekam kaum Luft, und dann tauchte sie, schwups, wieder auf, bin wieder da, wieder Licht.

Wo kam das her, was war das? Wir können das nicht händeln, zu mächtig, sagten Michael und sie. Sabine dachte an die Klinik, da rieten sie mal zu einem Notfallkoffer – einem Notfallkoffer, den man öffnet, wenn es einem die Füße wegreißt: Kontakte, Vertraute, Telefonnummern. Sie suchte sich einen Therapeuten, viermal im Jahr ging sie zu ihm, vorsorglich, um zu wissen: Wenn so was passiert, wenn ich noch mal so tief tauche, kann ich ihn anrufen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie tauchte nie mehr so tief unter.

Die Dame in Schwarz ist gegangen, sagt Sabine, sie verschwand, je mehr sich Sabine aus der Burg raustastete, Aufgaben übernahm: Einmal die Woche schmierte sie im Schulkiosk Brötchen, backte Brot für die Nachbarn, sie arbeitete mit Pflegehunden, Schritt für Schritt, seit ein, zwei Jahren, sagt Sabine, ist die Dame nicht mehr im Haus.

„Ich möchte nicht, dass Mama so fühlen muss“, sagt Ellen, „diese Angst vor dem Leben, das beinhaltet ja alles, ich stelle mir das so vor, dass es innen drin noch orange war, Mamas Farbe, dass sie aber umhüllt war mit dunkler Farbe.“

Tina sagt: „Wenn Mama damals ausgesprochen hätte, dass es uns allen besser ohne sie geht, dann hätte man sie durchschütteln müssen: Das stimmt nicht! Das denkst du doch gar nicht! Ich kann diesen Satz heute gar nicht so ernst nehmen, dass er mich traurig macht, denn es ist nicht Mama, die das gedacht hat, es ist die Depression, die Mama dazu gebracht hat, das zu denken. Aber Mama hatte eine Stimme in sich, die sie abgehalten hat, und ich glaube, diese Stimme waren auch wir.“

„Ja“, sagt Sabine, „das war nicht ich, und trotzdem waren diese Gedanken da, ganz real, ganz klar, das kann man nicht unterscheiden in dem Moment.“

„Es gibt ja auch genug, die den Kampf verlieren“, sagt Michael.

Dann fassen sie sich an den Händen, erst Tina und Sabine, dann Ellen, dann Michael.

Eine Familie sitzt am Tisch.

Ein süßer Sieg

Die Welt steht kurz davor, die Kinderlähmung auszurotten. Indien ist poliofrei, Afrika könnte bald folgen. Es ist ein Triumph der Vereinten Nationen – und die Geschichte eines kleinen Mädchens

Von Vivian Pasquet, DER SPIEGEL, 29.08.2015

Als Abdul Shah an einem Abend im Januar 2011 nach Hause kommt, ist das Virus schon da. Shah hat den ganzen Tag Stoffe bestickt und sie an Unterhändler in Kalkutta übergeben, 50 Kilometer von seinem Dorf entfernt, das so klein ist, dass es noch nicht einmal einen Namen trägt. Er sitzt auf dem Boden seiner Hütte, vor sich seine Tochter, Rukhsar Khatoon, 18 Monate alt, die im Laufe des Tages erst Durchfall und dann Fieber bekam.

Abdul Shah weiß nicht, wie hoch die Temperatur ist, aber sie ist hoch. Beunruhigt ist der Vater noch nicht, nicht mehr als sonst. Rukhsar ist häufig krank, ein Sorgenkind. Seit ihrer Geburt isst sie weniger als andere Kinder, wächst langsamer, schläft schlechter. Manchmal wirkt das Kind so zerbrechlich wie eine Glaskugel.

Der Vater ahnt nicht, dass zu diesem Zeitpunkt der Körper des Mädchens schon mit einem Virus kämpft, das sich rasend schnell in ihm vermehrt. Erst in der Speiseröhre, später im Magen, dann im Darm. Von dort wandert es in das Rückenmark, den Ort, durch den die Nerven laufen.

Als das Fieber sinkt, beginnt die Lähmung.

Mit 18 Monaten, einem Alter, in dem andere Kinder längst laufen, hört Rukhsar damit auf. Und jetzt, Tage später, trägt der Vater seine Tochter zu der kleinen Krankenstation im Dorf. Da hängt Rukhsars Bein schon schlaff und fremd an ihrem Körper, als wäre ein Faden an einer Marionette gerissen.

Der Arzt fragt den Vater: "Abdul, hast du dein Kind gegen Polio impfen lassen?" Abdul Shah bekommt Angst. Polio. Kinderlähmung. Er weiß, was das bedeutet. Immer wieder kommen Impftrupps in sein Dorf, klopfen an jede Tür, verabreichen jedem Kind zwei Tropfen Schluckimpfung. Doch Rukhsar erschien ihm jedes Mal zu schwach; als einziges seiner Kinder hat er sie nie impfen lassen.

Abdul schüttelt den Kopf. Der Arzt legt ein Röhrchen mit Rukhsars Stuhlprobe in eine Styroporbox und sendet es gekühlt nach Kalkutta.

An jenem Januartag im Jahr 2011 beginnt am äußersten Rand Indiens das Ende einer Seuche, verursacht durch das Virus namens Polio. Abdul Shahs Tochter wird nicht sterben, sie wird leben. Und nach ihr wird kein weiterer Mensch in Indien an der Kinderlähmung erkranken. Es wird das Ende eines Kampfes sein, über den später nicht nur in Indien gesprochen werden wird; nicht nur in Mumbai, Kalkutta oder Delhi, sondern auch in Genf, Karatschi oder Atlanta. Über Rukhsar Khatoon, die letzte Polio-Patientin Indiens.

Schon wenige Tage nachdem der Arzt die Stuhlprobe verschickt hat, trifft im Untergeschoss eines Tennisklubs in Delhi, 1300 Kilometer entfernt, die Nachricht ein, dass sich ein Mädchen in einem kleinen Dorf ohne Namen mit dem Polio-Virus infiziert hat. Das Labor meldet, der Vater habe das Kind nicht geimpft.

An einem Seiteneingang des Khanna-Tennisstadions in Delhi, drei, vier Treppenstufen hinunter, führt eine Tür noch heute hinein ins indische Polio-Büro der Weltgesundheitsorganisation WHO. Eine nationale Überwachungsstation, in deren Eingangsbereich ein speckiges Ledersofa steht, darüber eine Girlande: "Merry Christmas". Im Hauptraum sind Plastiktisch an Plastiktisch, Mensch an Mensch gereiht. Männer in Anzug und Krawatte vor Computern, Tunnelblick auf Tabellen, sie werten aus, klicken auf digitale Karten, analysieren. Die Daten aller Polio-Verdachtsfälle des Landes laufen hier zusammen. Die Republik Indien, ausgebreitet auf Bildschirmen, unterteilt in Gitternetze.

Als die Meldung über die positive Probe am 7. Februar 2011 hier eintrifft, hat ein Mann namens Hamid Jafari Dienst. Für ihn und sein Team ist die Meldung eine Enttäuschung. Das Mädchen Rukhsar ist die erste Polio-Patientin in jenem Jahr. Nur

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

42 Krankheitsfälle hat es im Vorjahr in Indien gegeben. 2009 waren es noch 741. Die Virenjäger hatten gedacht, das Biest erlegt zu haben. Und jetzt: Alarm.

Hamid Jafari arbeitet seit 2007 als technischer Chef der Polio-Ausrottungskampagne in Indien. Ein pakistanischer Kinderarzt, ausgebildet an renommierten Seucheninstituten und Eliteuniversitäten in den USA, der gleich erkennt, welches Risiko Rukhsars Infektion bedeutet: Ihr Dorf liegt nur wenige Kilometer entfernt von der Howrah-Station, einem der größten Bahnhöfe Indiens. Einem Ort, an dem die Lautsprecherdurchsagen wie ein einziger, nie endender Satz klingen; an dem jeden Tag 1,3 Millionen Passagiere ein- und aus- und umsteigen. Sollte es noch weitere ungeimpfte Menschen in Rukhsars Dorf geben, Leute, die das Virus weitertragen, dann kann es von hier durch ganz Indien reisen. In den Westen nach Mumbai, nach Jaipur im Norden oder nach Chennai im Süden. Dann wüssten die Seuchenjäger am Ende wieder nicht, wo sich das Virus aufhält, das könnte den Kampf gegen Polio um Jahre zurückwerfen.

Normalerweise dauert es mehrere Wochen, bis eine Impfkampagne organisiert ist. Jafari und sein Team brauchen dafür sechs Tage. Die Helfer impfen: in Rukhsars Dorf, in allen Nachbardörfern, bis an den Rand von Kalkutta, in Bahnhöfen, Hütten und Kiosken, auf Märkten, in Schulbussen; sie stoppen Motorräder und Autos.

Egal woher Rukhsar das Virus bekommen hat: Die Impftropfen sollen verhindern, dass es sich weiterverbreitet. Später wird Jafari sagen, sie hätten die Inder in dem Impfstoff ertränkt.

Es ist eine der am schnellsten durchgeführten Aktionen gegen eine Virusattacke in der Geschichte der Medizin. Mit einem bombastischen Erfolg: Damit ein Land von der WHO als "poliofrei" deklariert werden kann, darf dort drei Jahre lang kein neuer Fall von Polio mehr auftreten. Die indische Regierung bekommt die Urkunde am 27. März 2014 überreicht. Es ist der wichtigste Meilenstein im Kampf gegen das Virus. Und die nächsten werden bald erreicht: Diesen September wird die WHO bekannt geben, dass Typ 2 des Polio-Virus weltweit ausgerottet ist, diese Meldung steht auch für Typ 3 bevor; es ist das erste Mal seit dem Sieg gegen die Pocken, dass Pathogene

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

von der Erde verschwinden. Auch steht Afrikas Befreiung von Polio bevor. Mit dem Virus verbindet sich eine der größten Erfolgsgeschichten der Weltgemeinschaft.

Der Mensch hat viele Schlachten gegen Krankheiten und ihre Erreger geschlagen. Gegen die Pest, HIV, Tuberkulose oder Tetanus. Gegen all die Grippeviren, die Herpesplagen, die Masern, Diphtherie und Ebola. Oft hat er sie gewonnen, die Schlachten. Den Krieg aber konnte er nur ein einziges Mal für sich entscheiden. Am 8. Mai 1980 erklärte die WHO die Pocken für ausgerottet. Ausgerottet bedeutet: Solange die Erde sich dreht und der Mensch darauf existiert, so lange kann nie wieder jemand daran erkranken. Und jetzt, bald, könnte das mit Polio ein zweites Mal gelingen.

Es ist eine Geschichte darüber, wie der Mensch etwas in Ordnung bringt. Wie 194 Nationen erfolgreich miteinander kooperieren, sich nicht nur ein gemeinsames Ziel setzen, sondern es auch erreichen: Russland, die USA, Griechenland, China, Deutschland, Tansania. Papua-Neuguinea. Nordkorea. Luxemburg. Reiche Industrienationen, arme Entwicklungsländer. Christen, Hindus, Juden, Muslime. Demokratien und Diktaturen. Länder im Krieg und im Frieden. Es ist ein Stück Medizingeschichte, die lange vor Rukhsars Geburt, vor der letzten Polio-Patientin Indiens, begonnen hat, 30 Jahre zuvor – mit einem einfachen Anruf.

Im April 1979 hob der Chef für die Bekämpfung infektiöser Krankheiten im US-amerikanischen Gesundheitsministerium, John Sever, den Hörer ab. Am anderen Ende der Leitung war der Präsident des Dachverbands aller Rotary Clubs weltweit. Er habe, sagte der Rotarier, in "Reader's Digest" gelesen, dass die Ausrottung der Pocken nur ein bisschen mehr kosten würde als zwei Seeschiffe. Er erzählte, dass sich Rotary verstärkt im Gesundheitswesen engagieren möchte. Und dann kam die Frage: ob es Krankheiten gebe, deren Ausrottung John Sever für realistisch halte?

Sever erbat sich damals Bedenkzeit – und rief einen befreundeten Wissenschaftler an, Albert Sabin, den Mann, der in den Fünfzigerjahren die Polio-Schluckimpfung entwickelt hatte, die es möglich machte, Kinder ohne Nadelstich vor dem Virus zu schützen. Gerade einmal vier Cent kostete eine Dosis, zwei süße Tropfen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In diesem Jahr, 1979, hatten die großen Industrienationen Polio schon fast vollständig zurückgedrängt, doch in den Entwicklungsländern wütete es weiter. Ein Virus, das zu blanker Panik in der Bevölkerung geführt hatte, in Deutschland, den USA, Frankreich, Schweden. Das Kinder, eben noch kerngesund, innerhalb weniger Tage zu Krüppeln machte, Tausende in die Eisernen Lunge gezwungen hatte, jene Unterdruckkammern, in denen Patienten lagen, um nicht qualvoll zu ersticken. Es hat Menschen gegeben, die harrten 30 Jahre so aus, bevor sie doch am Virus starben.

Ein scheußlicher Erreger – aber mit einem Schwachpunkt: Polio kann sich nur im Menschen vermehren, nicht in Tieren. In der freien Natur besteht es etwa zwei Tage. Also kann Polio verschwinden, wenn man jeden Menschen weltweit impft, bis das Virus keinen Wirt mehr findet. Eine großartige Chance, eine irrwitzige Herausforderung: alle Menschen impfen.

Heute, 2015, sagt John Sever, der Mann, der damals im US-Gesundheitsministerium arbeitete: "Meine Empfehlung war klar. Wenn es möglich sein sollte, ein weiteres Virus auszurotten, dann musste es Polio sein." Und so war es am Anfang noch keine Regierung und kein Staatenbund, die das Ziel fassten, Polio auszurotten. Sondern ein privater Klub reicher Menschen namens Rotary, mit einer großen Idee.

Auch wegen der Bedenken über die Größe der Aufgabe dauert es noch weitere neun Jahre, bis die WHO im Mai 1988 die Resolution WHA41.28 erlässt: die Ausrottung des Polio-Virus, weltweit. Dazu wird die "Global Polio Eradication Initiative" gegründet, ein Zusammenschluss aus Rotary, der WHO, dem Kinderhilfswerk Unicef und der US-amerikanischen Gesundheitsbehörde CDC. Es ist einer der größten internationalen Zusammenschlüsse öffentlicher und privater Partner in der Geschichte der Seuchenbekämpfung.

Im Jahr null der globalen Polio-Ausrottung, 1988, haben 350 000 Menschen in 125 Ländern Kinderlähmung. Weil man schätzt, dass pro Erkrankten rund 200 Menschen mit dem Virus in Kontakt gekommen sind, ohne selbst zu erkranken, liegen die tatsächlichen Infektionszahlen 1988 viel höher – bei etwa 70 Millionen. Eine Zahl, die in den folgenden Jahren rapide sinkt. Bereits 1994 meldet die WHO Nord- und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Südamerika als poliofrei. 1997 Australien, große Teile Südostasiens. 1998 Europa. Selbst China hat seit dem Jahr 2000 keinen Polio-Fall mehr registriert.

Von ursprünglich 125 Ländern waren bis zur Erkrankung des indischen Mädchens Rukhsar Khatoon nur vier Länder daran gescheitert, die Kinderlähmung auszutilgen: Pakistan, Afghanistan, Nigeria – und Indien. Ein Land, das immer als Schicksalsort im Krieg gegen Polio galt, als das Land der kriegsentscheidenden Schlacht.

Denn Resolutionen der WHO sind nichts weiter als ein Versprechen. Rechtlich bindend können sie angesichts der Größe der Aufgaben nicht sein. Die indische Regierung braucht sieben Jahre, bis sie 1995 beschließt, ihren Teil des Versprechens vollständig einzulösen. Damals zählt das Land noch 3142 Polio-Neuerkrankungen mit Symptomen und knapp 630 000 Infektionen – etwa die Hälfte der Polio-Fälle weltweit. Eine globale Bedrohung, denn jeder Reisende aus Indien konnte das Virus theoretisch in sich tragen. Immer wieder kam es vereinzelt zu Polio-Ausbrüchen in Ländern, die schon frei vom Virus waren. In Kriegsgebieten, wo die Impfquote gesunken war, aber auch beispielsweise einmal in den Niederlanden – in einer Gruppe von Impfverweigerern. Jedes Mal war das Virus eingeschleppt worden, und oft konnte gezeigt werden, dass es aus Indien stammte.

Als die indische Regierung nach Rukhsars Infektion die Urkunde mit dem Siegel "poliofrei" überreicht bekommt, bedeutet das: Endspurt im globalen Anti-Polio-Kampf. Und: weiterzittern. Denn das Nachbarland Pakistan bekommt seine Polio-Ausbrüche nicht in den Griff.

Für Rudolf Tangermann, Polio-Jäger der ersten Stunde, ist das, was dort in Pakistan passiert: rot. Er demonstriert es an seinem Computer in Genf, dem Hauptsitz der WHO in der Schweiz. Die Kommandozentrale im Krieg gegen Polio liegt hier, etwas versteckt, einmal um das WHO-Hauptgebäude herum, wo der Äskulapstab menschengroß am Eingang prangt.

Tangermann hat eine Weltkarte aufgerufen, eine Auswahlmaske geöffnet, in einem Suchfenster erst "Pakistan" und dann "Wild Virus" angeklickt. Pakistan füllt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sich mit roten Punkten. Jeder Punkt ein Polio-Fall. Dann hat er "Indien" angeklickt, und es verändert sich: nichts.

Rudolf Tangermann, ein großer Typ mit Dreitagebart, Strickjacke und Baggy-Hose, ein deutscher Kinderarzt, ist seit 1992 dabei. Eben war er in Atlanta, um Mitarbeiter aus der ganzen Welt für den Kampf gegen das Virus auszubilden. Sie sind so nah dran am Triumph. Aber oft musste das Zieldatum der endgültigen Ausrottung in den letzten Jahren verschoben werden.

Zwei von drei existenten Polio-Stämmen haben sie schon erledigt, der dritte, der letzte, ist wegen seiner Beschaffenheit die größte Herausforderung. Weil das Virus sich veränderte und die Impfung nachgebessert werden musste.

Der "Endgame-Strategic-Plan" der WHO sieht nun eine Ausrottung bis zum Jahr 2018 vor. Wenn Tangermann darüber spricht, sucht er oft nach deutschen Worten. Er sagt dann: "Impfen ist good, aber die surveillance ist der Schlüssel." Er meint: Natürlich ist es wichtig, alle Kinder zu impfen. Aber wenn man nicht weiß, wer geimpft ist, wenn man nicht weiß, wo sich das Virus aufhält, kann man sich den Aufwand sparen. Dann herrscht Chaos.

"Polio sieht in jedem Land anders aus", sagt Tangermann, ja, sogar in jeder Region. Ein pakistanisches Polio sei anders aufgebaut als ein nigerianisches oder ein russisches. "Während der Fußballweltmeisterschaft in Brasilien konnten wir nachweisen, dass auf einer brasilianischen Toilette sich ein mit Polio infizierter Mensch aus Äquatorialguinea entleert hatte. Das ist schon crazy."

Und dann eilt er vorbei: Hamid Jafari, der Mann, der vor vier Jahren im Untergeschoss eines Tennisklubs in Delhi die richtigen Entscheidungen getroffen hat. Heute arbeitet Jafari als Chef der globalen Polio-Ausrottungskampagne in Genf.

Jafari, ein gedrungener Mensch, versteckt in einem karierten Jackett mit dicken Schulterpolstern, ein bisschen sieht er aus wie ein pakistanischer Sherlock Holmes. Jetzt läuft er schnellen Schrittes über quietschendes Linoleum. Vorbei an Tangermanns Büro, vorbei an wandfüllenden Pinnwänden, vollgepackt mit Fotos von Kindern im Rollstuhl, Kindern am Stock oder kriechend auf staubigem Boden.

Dazwischen grelle Flyer und Plakate: "End Polio now!" "Every last child!" Und Zettel, auf denen "INDIA 000" geschrieben steht. Stolz, gedruckt auf DIN A4.

Später sitzen Tangermann und Jafari gemeinsam im Polio Operation Room. Mittwochvormittag. Polio-Lagebesprechung. Im Raum: Logistiker, Mediziner, Statistiker, Biologen. Allein 80 Menschen arbeiten in Genf an der Ausrottung von Polio. Viele von ihnen sind während des Kampfes grau geworden. Sie schauen auf eine Weltkarte, an die Wand projiziert. Das Horn von Afrika, Somalia, Südsudan. Tangermann klickt durch die Krisenherde dieser Welt. Auf Länder, bei denen kein einziger roter Punkt mehr leuchtet. Madagaskar, Russland, Südafrika. Zero cases, zero cases, zero cases.

Nigeria, unauffällig. Seit einem Jahr gibt es dort keinen Fall mehr. Wenn es weitere zwei Jahre durchhält, dann wäre auch Afrika poliofrei, der ganze Kontinent.

Dennoch, sagt Hamid Jafari, der Wettlauf sei noch nicht vorbei; solange das Virus noch auf der Erde existiert, und zwar direkt an Indiens Grenzen, bleibt das Megaland eine Gefahr. In Indien werden im Jahr etwa 25 Millionen Kinder geboren, die alle geimpft werden müssen.

Deshalb steht, dort in Indien, ein Arzt der WHO, Rajesh Kumar Badgal, im Gemeinschaftsraum eines Gesundheitszentrums in der Nähe von Delhi. Der Raum ist feucht, kaum größer als ein Zugwaggon, auf drei Teppichen sitzen 35 Frauen. Rajesh Kumar Badgal, ein breiter Kerl mit Schiebermütze und Boxernase, ruft: "Gibt es noch Polio in unserem Land?"

Zu Wort kommt eine junge Frau: "Nein!"

"Warum impfen wir trotzdem noch?"

Hände schießen in die Höhe.

"Weil es wiederkommen kann!"

"Was ist das leichteste Ziel des Virus?"

"Neugeborene Babys!"

"Und wie überträgt es sich?"

Die Frauen kichern. Eine hebt den Arm: "Mal." Kacke.

Kumar Badgal ist zufrieden. Er muss sich darauf verlassen können, dass die Frauen die Antworten auf solche Fragen kennen. Fragen, die ihnen in den nächsten Tagen zu Hunderten gestellt werden. Während der nationalen Impfwoche, die noch zweimal im Jahr in Indien stattfindet.

170 Millionen Impfdosen müssen in dieser einen Woche verteilt werden. Hundertsiebzig Millionen. In den großen Metropolen, in den Dörfern, Kleinstädten, in Slums, in den hintersten Berggemeinden, zu denen keine Straße mehr führt.

Und deshalb sind die Frauen heute hier. Viele von ihnen haben nie eine Schule besucht. Jetzt hören sie einen Vortrag über Immunisierung, Antikörper und Epidemien. Lernen Fragen auswendig, üben Rollenspiele.

Immer wieder lässt Rajesh Kumar Badgal sie das Ausfüllen der Meldezettel üben: Hausnummer, Name des Vaters, Grund der Abwesenheit. Gibt es Impfverweigerer im Haus? Gelähmte Kinder? Welche Kinder fehlen? Und wo sind sie jetzt?

"Das hier ist eine Win-win-Situation", sagt Kumar Badgal. Die Frauen würden oft den ganzen Tag im Haus sitzen, viele verlassen es nur, um auf den Markt oder in den Tempel zu gehen. Für sie sind die Impftage die Chance rauszugehen. Ein kleines Abenteuer zu erleben. Eine Frau sagt, dass Indien poliofrei ist, sei der größte Erfolg ihres Lebens.

Später sitzt der Arzt und Lehrer Kumar Badgal ein paar Straßen weiter mit einer Gruppe Männer auf Holzstühlen in einem dämmrigen Raum. Regen hat die Straßen im Ort zu einer Schlammlandschaft gemacht, durch die müllfressende Kühe und abgemagerte Hühner ziehen, zwischen Kindern, barfuß im indischen Winter. Vorbesprechung der Impfwoche: Ein Mitarbeiter von Unicef, außerdem der Chef des Dorfes, dazu ein Imam und Kumar Badgal selbst sind da. Draußen steht eine Gruppe Schaulustiger im Regen. Drinnen sitzen sie zusammen, trinken warmen Milchtee, während Kumar Badgal zur Begrüßung ein Schreiben der WHO verteilt. Darauf wird bestätigt, dass Indien immer noch poliofrei ist. Die Männer klatschen. Dann sagt der Dorfchef, dass ein Vater wünsche, noch einmal mit dem Imam zu sprechen, ehe er die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Impfung akzeptieren würde. Der Imam nickt. Seit 15 Jahren ist er im Kampf gegen Polio dabei.

Er sagt: "Wir Muslime wollten unsere Kinder nicht impfen lassen. Wir haben gedacht, wenn etwas süß ist, dann kann es nur vom Feind kommen." Er selbst habe das auch geglaubt, räumt er ein. Bis zu dem Tag, als ein Arzt von Unicef in sein Haus kam. Kein Hindu, sondern ein Muslim, so wie er selbst. Der nahm ihn mit zu einem Vortrag nach Delhi, zusammen mit anderen Imamen. Dort wurden ihnen Kinder vorgeführt, mit Eisenschienen an den Beinen. Junge Erwachsene, die erzählten, noch nie auf eigenen Beinen gestanden zu haben. Der Imam sagt, natürlich habe er schon vorher in den Straßen behinderte Kinder gesehen. Doch erst als eine Gruppe Muslime den eigenen Kindern auf der Bühne die Tropfen gaben – da erst sei er von der Impfung überzeugt gewesen.

Von nun an begleitete er Impftrupps, beruhigte muslimische Väter, sagte ihnen, dass ihre Kinder nicht unfruchtbar würden durch die Tropfen. Seit 15 Jahren wird er geholt, wenn ein Muslim die Impfung verweigert. Er nennt es "eine Ehre, dabei sein zu dürfen". Doch jetzt habe er im Fernsehen gesehen, dass sie in Pakistan Impfhelfer erschießen. Er sagt: "Ich will mir unseren Erfolg nicht von Pakistan kaputt machen lassen."

Auch im schweizerischen Genf schauen sie angespannt auf diese Länder, auf Afghanistan und Pakistan. Rot. Rot. Obwohl sie jetzt sogar an den Grenzübergängen impfen. Afghanistan sei nicht das Problem, sagt Rudolf Tangermann, dessen Fälle seien nämlich oft aus Pakistan eingeschleppt.

Tangermann ist ein ruhiger Typ, der nicht gern von Heldentaten erzählt. Es gibt aber Bilder von ihm, da steht er mit kugelsicherer Weste mitten im südafghanischen Nirgendwo. Einmal fiel eine Bombe in das Nachbarzimmer seines Hotels. Später flog das Auto eines Kollegen in die Luft.

Der Kampf gegen Polio habe viele Leben gefordert, sagt Hamid Jafari. Nicht nur durch das Virus selbst. Helfer starben in wilden Flüssen auf dem Weg zu abgelegenen Häusern, wurden von Krokodilen getötet. Oder sie ließen ihr Leben bei der Impfung in Kriegsgebieten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Seit 2000 gibt es den "Polio Eradication Heroes Fund". Er unterstützt Hinterbliebene finanziell. Wenn Hamid Jafari erklären möchte, wieso sich der Kampf lohnt, erzählt er davon, wie er am Anfang der Impfprogramme in die Slums von Indien gegangen sei. Ein Kind kroch auf dem Boden, deformiert von Polio. Ein Begleiter von Jafari fragte die Mutter: "Wie heißt dein Sohn?" Die Frau antwortete: "Der da? Dem haben wir keinen Namen gegeben." Und darauf, sagt Jafari, könne man eben nichts mehr sagen, nur noch tun. Er soll jetzt dafür sorgen, dass der Kampf gegen Polio-Impfungen in Pakistan beendet wird. Mit den Taliban verhandeln, auch wenn er das nicht offen zugeben möchte. Für den gebürtigen Pakistaner Hamid Jafari ist es ein Endspiel im eigenen Land.

In Indien bewahrt Abdul Shah, der Vater der letzten Polio-Patientin Rukhsar, seine Hoffnung in einem Wandschrank auf. Ein zerknittertes Schreiben von Rotary. Er hat einen Nachbarn gebeten, es ihm vorzulesen. Der Nachbar las: "Lieber Herr Shah, Rotary verspricht Ihnen, dass Rukhsar die bestmögliche Ausbildung erhalten wird – bis zu dem Studienabschluss, den sie sich wünscht."

Der Feldweg, der zu Rukhsar Khatoon und ihrer Familie führt, schlängelt sich an Reisfeldern vorbei, an Heu- und Strohballen, gackernden Hühnern und sanft plätschernden Bächen, 40 Minuten Fußweg.

Es ist ein ruhiger Ort, an dem das Polio-Virus seinen allerletzten Wirt in Indien fand. Viele Menschen sind diesen Weg zu Rukhsars Haus gegangen; Politiker, Polio-Kämpfer, Schaulustige, Kamerateams. Sie alle wollten das Mädchen sehen, das zur Sackgasse für das Virus wurde. Das Kind, das dem Kampf gegen Polio in Indien ein Gesicht gegeben hat.

Abdul Shah hat Plastikstühle vor seine Hütte gestellt und Kekse auf einen angeschlagenen Porzellanteller gelegt. Ein routinierter Gastgeber in einer Gegend, in die vor Rukhsars Erkrankung eigentlich kaum Besucher kamen.

Sie ist jetzt fünf Jahre alt, ein zierliches Kind mit ernstem Blick, das kaum spricht. Wenn Fremde kommen, rufen die Nachbarskinder: "Rukhsar, sie kommen, um dich abzuholen!" Dann weint Rukhsar, weil sie Angst hat, dass das stimmen könnte. Abdul Shah entschuldigt sich dafür. Es sei schon alles etwas viel gewesen. Rukhsar

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

bekam nach ihrer Infektion eine Spezialbehandlung in einem großen Krankenhaus; mit Physiotherapie und Massagen. Im Netz gibt es Fotos aus dieser Zeit. Rukhsar auf dem Schoß ihrer Mutter, auf der Stirn ein schwarzer Punkt, der Böses fernhalten soll. Und in Abdul Shahs Haus kamen danach so viele Menschen, dass er nicht genügend Stühle für alle hatte.

Seine Tochter könne immer noch keine weiten Strecken laufen, sagt er, aber die Lähmung sei vollständig zurückgegangen. Rukhsars Großvater sagt: "Meine Enkelin ist wie der Mount Everest. Leute kommen hierher, schießen ein Foto mit ihr und gehen wieder." Rukhsar ist jetzt ein Beweisstück, eine Sehenswürdigkeit.

Als das Land im März 2014 offiziell für poliofrei erklärt wurde, erschien ein Schneider im Dorf. Er nahm Maße von Rukhsar und ihren Eltern, kleidete sie neu ein. Dann fuhren sie nach Delhi, in einem Schnellzug mit Klimaanlage, und wurden einen ganzen Tag lang wie Touristen durch die Stadt kutschert. Am zweiten Tag wurden sie zu der Veranstaltung gebracht, auf der die Regierung Indiens die Urkunde "poliofrei" überreicht bekommen sollte.

Vertreter von Rotary waren da, von Unicef, der WHO. Shah erkannte den Bollywood-Star Salman Khan. Es gab ein Buffet, von dem Shah sagt, er habe noch nie so viel Speisen auf einmal gesehen und trotzdem nur einen Teller Hühnchen für die ganze Familie genommen. Ständig kamen Leute an seinen Tisch, sie streichelten über Rukhsars Kopf, sie schenkten ihr ein paar Rupien. Dann wurde die Familie auf eine Bühne gebeten, und Abdul schüttelte die Hand eines Mannes, der ihn fragte: "Abdul, wieso hattest du dein Kind nicht geimpft?" Später sagten sie ihm, dass das der Präsident Indiens gewesen sei. Abdul Shah schämte sich.

Heute findet er, dass die Besuche der Fremden, der Journalisten, der Politiker und Ärzte, eine Strafe seien; eine Heimsuchung, aber eine, die er verdient habe. Er sagt: "Ich habe einen großen Fehler gemacht, weil ich meine Tochter nicht habe impfen lassen." Dafür will Abdul Shah Buße tun. Jedes Mal, wenn Polio-Kampagnen in Indien stattfinden, fährt er nach Kalkutta und eröffnet die landesweiten Impftage. Gibt öffentlich die ersten Tropfen und lässt sich mit Rukhsar fotografieren. Er ist berühmt geworden, weil er seine Tochter nicht geimpft hat. Manchmal, sagt er, fühle er sich wie ein Idiot.

Nennt mich Anna

Seit sich der einstige Zehnkämpfer Bruce Jenner im Magazin Vanity Fair als Frau präsentierte, spricht die Welt über Transsexualität. Cicero porträtiert die Politikerin Anna Grodzka, die früher Krzysztof hieß. Ausgerechnet im katholischen Polen ist sie Parlamentsabgeordnete. An guten Tagen wird sie ignoriert, an schlechten mit Rauchgranaten beworfen

Von Emilia Smechowski, Cicero, 07/2015

Schwuli haben sie ihn genannt, Tunte, Weichei, damals, in der Schule. Die Frau mit dem Boxer-Gesicht, das Neutrum, Mannsweib. Das sagen sie heute, im Parlament.

Manchmal, wenn sie abends nach Hause kommt, aus ihren Pumps steigt und aufs Sofa fällt, mit einem Tee, wie ihn viele Polen trinken, stark, schwarz, mit einem Schnitzer Zitrone, fragt sie sich, was sie noch tun soll. Noch höhere Absätze, noch mehr Hormone, noch eine Operation? Und dann taucht wieder dieser Gedanke auf, den sie hasst, weil er alles kaputt macht, alles verhöhnt, ihre Geduld, ihren Mut, diesen Schritt gegangen zu sein vom Mann zu Frau, dieser Gedanke lässt sich nicht abschütteln: Sie wird nie ankommen. Sie wird nie eine richtige Frau sein.

Es ist dieses eine lateinische Wörtchen: trans. Ein Übergang. Nie ganz Mann, nie ganz Frau. Etwas dazwischen.

Anna Grodzka ist 61 Jahre alt - und sie ist Abgeordnete im polnischen Parlament. Wenn man Polen ihr Foto zeigt, können sie nicht sagen, für welche politischen Inhalte sie steht. Aber sie können sagen, dass sie nach Thailand gefahren ist, um sich die Brüste machen zu lassen.

Für die Lesben, Schwulen, die Bi- und die Transsexuellen ist Anna Grodzka eine Ikone in ihrem Land. Die Mehrheit der Polen aber sagt: Sie ist eine Beleidigung für

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

richtige Frauen. Ihre Gegner stürmen ihre Auftritte, brüllen Parolen, halten Plakate in die Luft. Manchmal werfen sie Rauchhandgranaten.

Sie versucht, einfach weiter ihren Job zu machen. Wer von der Zuschauertribüne im Sejm, dem polnischen Parlament, nach unten blickt, sieht zuerst ein rotes, glänzendes Etwas. Es ist Anna Grodzkas Ledertasche, die sie oft bei sich trägt und die hier im Parlament wirkt wie der Piranha in einem Meer dunkelblauer Anzüge.

Anna Grodzka will sich nicht mehr verstecken. Vergangenes Jahr hat sie die Partei gewechselt, weg von der Newcomer-Partei „Deine Bewegung“, hin zu den Grünen. „Deine Bewegung“ ist vergleichbar mit der Piratenpartei in Deutschland: basisdemokratisch, populistisch, etwas chaotisch. Ihr Anführer Janusz Palikot, ein Politclown, hat Anna Grodzka groß gemacht. Doch nach der Wahl 2011, die die Partei aus dem Stand zur drittstärksten Kraft im Sejm machte, fehlten die Inhalte. Anna Grodzka wartete nicht, bis die Umfragewerte unten angekommen waren. Sie stieg einfach aus.

„Ich will, dass die Grünen das entscheidende Gewicht in der Opposition gegen Rechts werden“, hat sie in die TV-Kameras gesagt und ihre Brille hochgeschoben. Im Moment tendiert das Gewicht der Grünen gegen null, im postsozialistischen Polen hat es eine linke Opposition schwer. Vor zehn Jahren gegründet, hatten die Grünen bisher nicht einen Sitz im Parlament. Bis Anna Grodzka wechselte.

Sie will nun die Gewerkschaften stärken, mehr Wohnraum schaffen, eine Trennung von Kirche und Staat durchsetzen im katholischen Polen.

Gibt man jedoch „Anna Grodzka“ bei Google ein, wird ihr Name durch ein drittes Wort ergänzt: „früher“. Das Netz lechzt nach Fotos, auf denen sie als Mann zu sehen ist.

Sie hat einen Sitz im Parlament, ganz links, in der ersten Reihe. Weiter kommt sie nicht. Im Frühjahr wollte sie bei der Präsidentschaftswahl kandidieren. Die nötigen 100.000 Unterschriften hat sie knapp verfehlt. Vor einem Monat wollte sie Vorsitzende der Grünen werden. Gewählt wurde eine 29 Jahre alte Aufsteigerin aus Breslau. Nun stehen im Herbst die Wahlen fürs Parlament an. Dann will Anna Grodzka ihr Mandat verteidigen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie ist aus Warschau weggezogen, in einen Vorort mit Tannen, 40 Minuten mit dem Zug aus der Stadt. Die Leute hier gucken. Aber sie lassen sie in Ruhe. Ihr Haus ist das einzige, das man von der Straße aus nicht sehen kann. Ein zwei Meter hoher Betonwall verhindert die Sicht, und wer die Klingel ohne Namen drückt, wird von der Linse der Kamera fixiert.

Was ist das für ein Leben? Krzysztof Begowski, geboren am 16. März 1954 in Otwock bei Warschau. So hat es jedenfalls angefangen.

„Pfui, Karol, aus!“, Anna Grodzka steht in der Türschwelle und lächelt entschuldigend, der Hund sei Besucher nicht gewöhnt, sagt sie. Die Doppelhaushälfte hat sie vor fünf Jahren gekauft, Teppiche auf dem Boden, ein Buddha in der Ecke, das Bad ganz in rosa. Zwei Katzen liegen auf dem Sofa, sie scheren sich um nichts.

Sie hat heute wieder ihren langen Rock angezogen, Seidenbluse, etwas Rot auf die Lippen. Eine Frau, an deren molligen Busen man sich schmiegen möchte. Eine richtige polnische Oma. Wenn nicht diese 1,88 Meter wären. Die immer noch zu tiefe Stimme. Der immer noch zu steife Gang. Es scheint, als sei alles an ihr etwas zu massiv geraten.

Sie muss lange nachdenken, wenn sie sich erinnern soll, wann das alles angefangen hat, wann die Zweifel kamen: Bin ich wirklich ein Junge?

Anna Grodzka, geschieden, ein Sohn, nimmt zwei Züge aus der E-Zigarette, legt sie weg, streicht ihren Rock glatt, nimmt sie wieder. Noch ein Zug. Erdbeere mit Minzgeschmack. Auf ihren Snoopy-Hausschuhen steht: „Hug me“ - umarme mich.

Dann fällt ihr die Puppe ein. „Ich war vielleicht sechs oder sieben, meine Mutter hat sie mir nach langem Betteln geschenkt. Ich habe ihr Kleider an- und ausgezogen, sie hieß Ania.“ Später nennt sie sich selbst so. „Freud hätte seine Freude an mir gehabt.“ Sie fängt plötzlich an zu lachen, durchdringend, tief, kehlig, ja: männlich.

Das Lachen ist ihre Achillesferse, sie lacht oft, und oft vergisst sie, es zu kontrollieren, es weiblich zu machen wie alles andere. Dann schaut sie erschrocken, wie ein Schauspieler, der aus der Rolle fällt. Sie weiß, dass die Menschen sie beobachten. Was an ihr ist noch zu männlich, was schon weiblich genug?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Anfangs war sie ein glückliches Kind. Bis zur Einschulung. Kinder können sehr grausam sein. Du musst die Puppe zu Hause lassen, sagte die Mutter. Der Vater sagte nichts.

Auf dem Schulhof sah der kleine Krzysztof ein Mädchen mit geflochtenen Zöpfen. Wie hast du das gemacht, fragte er. Sie verstand die Frage nicht. Er ließ sich die Haare lang und länger wachsen.

Willst du nicht mit Papa angeln gehen, fragte die Mutter. Der Vater sagte nichts.

Krzysztof wusste, was Jungs so machen. Spielen Fußball, Basketball, sammeln Autos. Er versuchte es mit Fußball, Basketball, er sammelte Autos. Er ging mit Papa angeln.

Dann wünschte er sich zu Weihnachten eine zweite Puppe, eine Freundin für Ania. Unterm Baum lagen Eishockeyschuhe und kleine Bleisoldaten.

Irgendwann schleifte ihn die Mutter zum Friseur. Ein Pilzschnitt. Er heulte. Zum Trost kaufte sie ihm seine Lieblingsbonbons. Karamell, die mit der Kuh drauf. Oft steckte er sich gleich drei in den Mund, er konnte sie kaum kauen, so voll war es zwischen den Zähnen, klebrig süß. Die Kuhbonbons konnten das gut, ihn trösten.

Beim Sportunterricht wurde er noch nicht mal als letzter in eine Mannschaft gewählt. Sie ignorierten den dicken Jungen mit der Brille einfach.

Wenn Krzysztof nachts pinkeln ging, sah er oft seine Mutter in der Küche sitzen. Sie las in einem Buch, und wenn sie fertig war, stellte sie das Buch ganz oben ins Küchenregal. Einmal schaute Krzysztof nach, die Mutter hatte einen Zettel reingelegt, bei „Transsexualität“. Er sah dieses Wort zum ersten Mal. „Transsexualität ist eine Abart der Natur, die aber heilbar ist“. Er blätterte weiter. Hin zu Pädophilie. Koprophilie. Nekrophilie. Zoophilie.

Es waren die Siebziger. Es war Polen im Sozialismus. Und Transsexuelle wurden in der Fachliteratur in einem Zug genannt mit Menschen, die auf Kinder standen, auf Exkrementen, auf Tote und auf Tiere.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In den Fünfzigern wurden Transsexuelle in den USA zwangseingewiesen und bekamen Elektroschocks. Und heute? Wird „Transsexualismus“ im ICD-10, dem internationalen Standardwerk, noch immer als Krankheit geführt.

Krzysztofs Körper veränderte sich, der Bart spross, die Schultern wurden breiter, er hasste seinen Körper. Der erste feuchte Traum fühlte sich an wie ein großer Irrtum.

Im Badezimmer durchwühlte er den Mülleimer. Reste von Lippenstiften, Strumpfhosen mit Laufmaschen, er zog sie über. Wie hässlich Beinhaare darunter doch aussahen! Er nahm den Rasierer des Vaters, da knackte plötzlich das Schloss der Wohnungstür. Auf der Schwelle stand seine Mutter. Der Blick, der ihn traf, dauerte eine Ewigkeit. Sie drehte sich um und verließ die Wohnung. Über seine Transsexualität haben sie nie miteinander gesprochen.

In seinem Kleiderschrank nahm er den Boden raus und versteckte dort alle Requisiten des Mädchens, das er nicht sein konnte. Irgendwann fing er morgens vor der Schule an, sich zu schminken. Nur ein bisschen. Sah ja keiner.

„Na, Püppchen, heute schon die Nase gepudert?“ Sie schubsten ihn. Da rammte er einem den Ellenbogen in den Bauch. Der nächste bekam eins auf die Fresse. Wieder eine Schlägerei. Wieder ein Verweis. Schule? Kein Bock mehr.

Mit dem Gymnasium wurde es besser. Jungs interessierten sich für Mädchen, Mädchen für Jungs, Krzysztof war plötzlich so etwas wie normal, als er dem anderen Geschlecht hinterher lief. Er konnte zuhören, er fand die richtigen Worte, die Jungs schauten neidisch.

Dann kam Tomek. Der erste, mit dem er reden konnte - und schweigen. Mit ihm hörte er Jazz. Sie probierten süßen Wein, Zigaretten, Zitronenlikör. Sie fingen an, sich zu verkleiden. Einfach so, ein Spaß, der Rock der Mutter, die schicke Bluse. „Jetzt könntest du meine Freundin sein“, sagte Tomek. Sie schlugen sich auf die Schenkel, die Pumps waren schon fast zu klein, da sagte Krzysztof: „Nenn mich doch einfach Ania.“

Beim nächsten Mal gingen sie raus auf die Straße, mal gucken, wie die Leute gucken. Sie umarmten sich. Was habt ihr denn? Spießer.

Dann diese Party im Keller. Die Mädchen bogen ihre Körper und sangen „Cry baby“. Die Jungs standen am Rand und tranken Mut aus Dosen. Die Danuta ist süß, sagte Tomek. Krzysztof verstand nicht: Was? Er drehte den Kopf zu schnell, da pasierte es schon, seine auf Tomeks Lippen, ganz kurz nur, aber lang genug. Ihm wurde übel vor Glück. Tomek zog mit seiner Mutter nach Australien.

Krzysztof verliebte sich wieder. Er nannte sie „mein Schneeflöckchen“ und hatte verstanden: Die Liebe schert sich nicht ums Geschlecht.

Was ist das schon, männlich, weiblich? Es ist, was die Gesellschaft als männlich und weiblich definiert, so sieht es die Mehrheit der Soziologen heute. Und widerspricht dabei einem Paradigma, das lange galt: Die Biologie allein bestimmt das Geschlecht.

Bei der Musterung zum Militär sagte er: Ich bin eine Frau, ich kann unserem Land leider nicht dienen. Sie empfahlen ihm Gruppentherapie. Er schrieb sich an der Warschauer Uni ein, für Psychologie.

Er war mit einer Frau zusammen, die er belog, die ihn nicht kannte. Aber er wollte sie nicht verlieren. Und fiel auf die Knie. Heirate mich! Das Schneeflöckchen sagte Ja.

Krzysztof blieb Krzysztof. So schwer konnte das nicht sein, dieses Leben als Mann. Er würde es eben lernen.

In der Nacht vor der Hochzeit schmiss er alles weg, was Ania gehörte. Vielleicht war das seine letzte Chance, der letzte Schritt, um doch noch ein Mann zu werden. Es war der erste Schritt in die Depression.

87 Prozent der Polen sind katholisch, die Kirche hält nach wie vor alle Menschen, die nicht heterosexuell lieben, für krank. Der ehemalige Papst Benedikt XVI. sagte einmal, es sei genauso wichtig, die Menschheit vor homo- und transsexuellem Verhalten zu schützen, wie den Regenwald vor der Vernichtung zu bewahren.

Auffällig ist, dass viele Selbstmörder in Polen Briefe hinterlassen, in denen deutlich wird, wie sehr sie darunter gelitten haben, nicht so leben zu können, wie sie es wollten, sagen die Verbände der Schwulen, Lesben und Transsexuellen.

„Ich war so unfassbar glücklich, als ich mit meinem Schneeflöckchen am Arm das Kirchenschiff durchschritt“, sagt Anna Grodzka. „Und am Ende habe ich das alles verloren.“ Sie dreht sich weg, steht auf und rennt ins Bad. 15 Minuten braucht sie, um sich die Trauer aus dem Gesicht zu wischen. Die Trauer um ihre große, ihre einzige Liebe.

Ein Tanz, ein Wodka, ein Tanz, ein Wodka, polnische Hochzeit eben, plötzlich nahm Krzysztof einen Stuhl und schepperte ihn auf den Boden. Und noch einen. Bis keiner mehr da war, den er zerscheppern konnte. Die Gäste versuchten ein Lächeln. „Es tut mir leid, Schneeflöckchen“, sagte er am nächsten Morgen. Und ließ sich einen Schnurrbart wachsen.

Die kommenden Jahre schleppten sich so hin. Es kam vor, dass er monatelang den gleichen Pullover trug. Was änderte das schon. Als würde er seinem Leben nur zuzuschauen, schloss er sein Studium ab, wurde eingezogen in die Armee. Ein Jahr Grundausbildung. Marschieren, Salutieren. War ihm egal.

Er fing in einem kleinen Buchverlag an, fuhr auf Messen, London, Bologna, Frankfurt. Es war am Main, als er das erste Mal zwei Männer sich küssen sah. Auf der Straße.

Sein Sohn wurde geboren. Männer durften damals nicht mit in den Kreißsaal, er hörte nur, wie der Arzt rief: „Es ist ein Junge!“ Er dachte: Was heißt das schon?

Tagsüber arbeiten, nachts hielt ihn das Kind wach. Er brauchte ein Ventil. Andere Väter kippten Biere in der Kneipe. Er ging in eine Drogerie und kaufte Lippenstift. „Ich muss zum Arzt“, sagte er seiner Frau, er erzählte was von Migräne. Und vereinbarte einen Termin beim Sexualtherapeuten.

Es waren die Achtziger. Nur wenige Ärzte behandelten Transsexualität; wer es tat, wusste zu wenig. Patienten wurden zu Versuchsobjekten. Krzysztof ging in Einzel- und Gruppentherapie, füllte Fragebögen aus, unterzog sich einem medizinischen Komplettcheck. Zwei Jahre ging das. Am Ende stand die Diagnose: transsexuell, psychisch eine Frau.

Was sein Leben lang ein diffuses Gefühl gewesen war, wurde plötzlich zu einer medizinischen Tatsache. Nun stand ihm alles offen. Einen Termin beim Gericht bean-

tragen, sein Geschlecht ändern lassen. Einen neuen, weiblichen Namen suchen. Das Gesicht korrigieren, die Brüste vergrößern, den Adamsapfel verkleinern, eine Vagina modellieren lassen. Alles war möglich.

Er hatte über die Operation gelesen. Aus einem Stück der Eichel mit den dazugehörigen Nervenenden wird die Klitoris geformt. Die Harnröhre wird aus dem Penis gelöst und gekürzt. Die Hoden werden komplett entfernt. Die Penishaut dient dazu, einen Hohlraum im Körperinneren zu schaffen, zum Schluss werden aus dem Hodensack die Schamlippen geformt. Manchmal müssen Monate später weitere Korrekturen erfolgen. Aber immerhin: Ein Mann, der zur Frau operiert wird, kann später Lust empfinden. Umgekehrt ist das wesentlich komplizierter.

Nur: Wollte er das wirklich? Wie sollte das gehen, ein Leben als Transsexuelle? In seinem Freundeskreis gab es nicht einmal einen Schwulen.

Krzysztof blieb Krzysztof, doch er begann, Spitzenunterwäsche unter seinem Anzug zu tragen. Er deponierte sie im Auto, zog sich in einer Cafétoilette um, auf dem Rückweg nach Hause nochmal. Später folgten eine Halskette unterm Hemd, die Nylonstrümpfe unter der Hose.

Das Symbol der Transsexuellen ist weltweit der Schmetterling, ein Zeichen ihrer Verwandlung. Manche brauchen ihr halbes Leben, um sich aus diesem Kokon zu befreien.

„Die meisten denken, ich sei ein Mann gewesen, der sich als Frau verkleidet. Aber das war ich nicht. Den Großteil meines Lebens war ich eine Frau, die sich als Mann verkleidet.“ Anna Grodzka nimmt ihren Kater und setzt ihn sich auf den Schoß, ihre zehn Fingernägel hat sie unterschiedlich lackiert, wie immer. Schwarz, schwarz, türkis, grau, schwarz, und wieder zurück.

Kurz verkleiden, rein ins andere Geschlecht, und dann wieder zurück: Einem Transvestiten gefällt der schnelle Rollenwechsel, das Spiel mit den Geschlechtern. Ein Transsexueller kann auf Dauer daran zu Grunde gehen.

Wie viele Transsexuelle es in Polen gibt, wird nicht erfasst. Aber wer die Szene im Land verfolgt, dem fällt auf: Die meisten entscheiden sich extrem spät für das Outing, mit etwa 50 Jahren.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„In Polen ist das Phänomen Transsexualität einfach noch unbekannter als zum Beispiel in Deutschland“, sagt Anna Grodzka. „Und mit Nichtwissen geht Unsicherheit einher. Die meisten versuchen, in ihrem angeborenen Geschlecht zu leben, zumindest so lange, bis die Schmerzgrenze erreicht ist. Das ändert sich bei der jungen Generation. Aber sehr langsam.“

Es kamen die Neunziger und mit ihnen das Internet und mit ihm die Freiheit. In Foren stellte Krzysztof endlich all seine Fragen. Welche Strumpfhosen muss ich kaufen, um meine Beinhaare zu verbergen? Ich bin 1,88 Meter groß, welche Rockgröße brauche ich? Kennt ihr einen guten Perückenmacher in Warschau?

Er sprang hin und her zwischen den Welten, der virtuellen Ania, dem realen Krzysztof. Und wieder zum Arzt. Statt Antidepressiva bekam er diesmal Östrogene. Die Welt wurde heller.

Es kamen die nuller Jahre. Immer wieder stach ein Schmerz durch seine linke Körperseite. 2005. Die Niere. Krebs. Bösartig. Plötzlich dieser eine Gedanke: Wenn er sich jetzt unters Skalpell legte, um sein Leben zu retten, dann nicht das von Krzysztof, Ehemann und Vater. Die Schmerzgrenze war erreicht. Es war das Memento mori, das er gebraucht hatte.

Der Tumor wurde rausgeschnitten, er ließ sich ein Korsett anfertigen. Ging zum Perückenmacher, wählte braun und schulterlang, er kaufte Pumps in Übergrößen und falsche Wimpern. Es fühlte sich an wie Halloween, als er sich in diesem Aufzug vor seine Familie stellte, tief einatmete und die Bombe platzen ließ: „Wie ihr seht, bin ich eine Frau.“

Sein Schneeflöckchen fing an zu lachen, sie konnte sich nicht beruhigen, sie lachte weiter, sie schrie, und irgendwann rannen ihr Tränen übers Gesicht. Sein Sohn starrte ihn nur an. Diesen Vater in Rock und Bluse. Er sagte nichts. Krzysztof wusste: Wenn er wirklich als Frau leben wollte, würde er den höchsten Preis zahlen. Den Preis der Einsamkeit.

Er vereinbarte einen Termin beim Gericht. In Polen müssen die Eltern der Geschlechtsänderung ihres Kindes zustimmen, egal wie alt es ist. Doch seine Eltern waren mittlerweile tot - und hatten ein großes Geheimnis mit ins Grab genommen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Krzysztof war adoptiert. Ein kurzer Schock, doch auch der sollte ihn nicht mehr stoppen. Er suchte die Adresse der leiblichen Mutter und fuhr hin.

Tränen, Küsse, Umarmungen. Nun habe ich nicht nur drei Töchter, sondern auch einen Sohn, sagte sie. Da liegst du falsch, Mutter. Sagte er.

Sein Sohn und seine Ehefrau hatten den Kontakt abgebrochen. Aber die Mutter, über 70 und vom Dorf, nahm ihn einfach in den Arm. Anna Grodzka, geboren im Februar 2008 in Warschau.

Sie hatte lang genug gewartet, nun wollte sie etwas tun, sie gründete mit anderen Transsexuellen, die sie im Chat kennengelernt hatte, einen Verein, „Transfuzja“. Selbsthilfegruppen in Warschau, rechtliche Hilfe und monatliche Partys, bald auch Büros in anderen Städten. Plötzlich interessierte sich das Fernsehen für sie, ein paar Zeitungen fragten an. Und Anna Grodzka antwortete.

„Es ist ein Unding, dass ein Erwachsener nicht selbst über seine Geschlechtsänderung entscheiden darf. Durch diese Hürde erhofft der Staat sich, dass der Transsexuelle nicht leichtfertig und vorschnell handelt. Aber, wer bitte tut das schon? Das Bedürfnis, im richtigen, anderen Geschlecht leben zu wollen, reift in dir jahrelang, du hast Angst davor, deinen Partner, deine Freunde, vielleicht sogar Job und Wohnung zu verlieren. Wer dann so weit ist, weiß schon, was er tut.“

Mehr als ihr halbes Leben war sie als Frau unsichtbar gewesen. Nun hätte sie sichtbarer nicht sein können. Sie trat in TV-Shows auf, gab Radio-Interviews, ja, ich habe mich schon immer als Frau gefühlt, nein, ich bin kein verkleideter Mann. Die eine Frage stellte ihr niemand. Sie stellte sie nur sich selbst: Soll ich die Operation wagen?

Sie ließ sich die Beinhaare weglasern, ging zur Kosmetikerin, schmierte Hormoncremes.

Für diejenigen, die gerade den Geschlechtswandel durchlaufen, führte sie die „transkarta“ ein, mit zwei Fotos: ein altes, ein aktuelles. Ein inoffizielles Dokument, das aber nachweislich half, von Behörden ernster genommen zu werden.

Nach ein paar Wochen Funkstille rief ihr Sohn an. „Darf ich dich trotzdem noch Papa nennen?“ Er durfte.

Anna Grodzka leerte ihr Konto und buchte. Einmal Bangkok, hin und zurück, alles oder nichts. Sie war so aufgeregt, dass sie kaum merkte, wie der Flieger abhob und wieder landete. Beim Vorgespräch mit den Ärzten der Schock: Ihr Gesundheitszustand lasse eine Operation an den Genitalien nicht zu. Ihr Herz zu schwach, ihr Körper zu schwer. Das Risiko zu groß. Die Operation dauert sieben Stunden.

Dafür setzten sie ihr Brustimplantate ein, spritzten ihre Lippen auf und verklebten die Nase. Zwei Tage später verließ sie das Krankenhaus und ging direkt ins Nana, das berühmte Transsexuellenviertel Bangkoks. Überall halbnackte Körper, alle zwei Meter wurde sie angesprochen, waren das jetzt Männer? Oder Frauen? Anna Grodzka flüchtete ins Hotel. Es war zu viel für einen Tag.

Etwa die Hälfte aller polnischen Transsexuellen lässt sich am Geschlecht operieren, so schätzt es zumindest der Verein Transfuzja. Genaue Zahlen gibt es nicht. Viele fliegen nach Thailand, der Eingriff dort ist billiger, die Bürokratie unkomplizierter. Aber braucht es die Operation überhaupt, in einer europäischen Gesellschaft, die die Genderfrage hinter sich gelassen haben will? Reicht es nicht, sich als Frau zu fühlen?

Anna Grodzka zieht die Schultern nach hinten und schiebt den Rock über die Knie, die E-Zigarette hat sie abgelegt. „Wenn Sie selbst transsexuell wären, würden Sie wissen: Es reicht nicht.“ Karol sitzt neben ihr und hechelt, aber Anna Grodzka kann jetzt nicht, sie streicht ihre Perücke glatt. „Wichtig ist eben auch der Spiegel, den die Gesellschaft einem vorhält, und wenn dieser Spiegel jahrzehntelang gesagt hat, du bist ein Mann, das macht dich irgendwann fertig. Ich wollte nicht nur für mich selbst eine Frau sein. Ich wollte, dass auch alle anderen mich als Frau sehen.“

Aber: Männer können doch heute zum Waxing gehen und gleichzeitig KFZ-Mechaniker sein, Frauen Staaten regieren und in der Freizeit stricken. Was ist heute noch weiblich und was männlich, Frau Grodzka?

Anna Grodzka steht auf und geht in die Küche. Als sie wiederkommt, mit zwei Gläsern Tee, hat Karol es sich auf dem Sofa bequem gemacht. „Ab, ins Körbchen, Karol! Wirst du wohl, ab!“ Sie gibt dem Hund einen Schubs mit dem Fuß und stellt den Tee ab. Dann sinkt sie wieder ins Ledersofa.

„Ich wollte schon als Kind lieber Gemischtwarenladen spielen als die schönsten Bleisoldaten haben. Ich denke, Frauen brauchen diese Rivalität nicht wie Männer, für sie zählen Emotionen mehr als die Vernunft. Einer Frau ist es egal, ob sie BMW oder Opel fährt. Ihr Terrain ist eher das Haus, die Welt ist für den Mann da. Ich glaube nicht, dass diese Unterschiede nur kulturell, sondern auch biologisch bedingt sind.“
Anna Grodzka würde nie auf die Idee kommen, eine Hose zu tragen.

„Ich weiß, dass ich nicht gerade feministisch klinge. Aber vielleicht brauchen wir Transsexuelle diese Dichotomie männlich-weiblich, um uns orientieren zu können. Vielleicht können wir in Polen nicht zwei Schritte auf einmal machen. Vielleicht muss ich erst die klassische Frau werden, um mich dann, irgendwann, emanzipieren zu können.“

Ihre politischen Gegner wollen keine Anna Grodzkas in ihrem Land, egal, ob konservativ oder emanzipiert, erst recht nicht im Sejm. Jaroslaw Kaczynski ist so einer, ehemals Ministerpräsident, heute Vorsitzender der nationalkonservativen „Recht und Gerechtigkeit“, und wie die meisten polnischen Politiker katholisch und 50 plus. Wenn sie sich im Parlamentsflur begegnen, schaut er in die andere Richtung; wenn sie eine Rede hält, verlässt er den Saal.

Worte, die weh tun, lässt er seine Parteikollegen sagen. „Ein Mann, der Hormone in sich hineinstopft, ist noch lange keine Frau“, hat eine von ihnen gesagt, nicht abends in der Kneipe, sondern morgens in die Mikrofone der Journalisten. Der politische Ton in Polen ist rau.

Es ist fast egal, wo sie öffentlich auftritt: Meist sind ihre Gegner schon da und halten Plakate hoch. „Grodzka raus dem Sejm!“, „Hormonverbot für Transen!“, bei einer Lesung ihrer Autobiografie in Warschau randalieren ein paar Hooligans, ihr Krakauer Abgeordneten-Büro wird verwüstet, jemand schmeißt eine Rauchhandgranate, ebenso bei einer Podiumsdiskussion an der Warschauer Uni. Verletzt wird niemand. Anna Grodzka ist eine 1,88 Meter große Provokation auf Stöckelschuhen.

„Für die Polen bin ich keine Frau, ich bin eine Transe“, sagt sie. Das Etikett wird sie nicht mehr los. Es ist wie ein Fluch: Ihr Ziel ist zum Greifen nah. Aber sie wird es nie erreichen.

Ob sie sich am Ende doch einer Vaginaloperation unterzogen hat, das möchte sie nicht mehr sagen. Auch nichts zu ihrer Ehefrau. Nur so viel: Sie reden noch immer nicht miteinander.

Seit Anna Grodzka als Frau lebt, hatte sie keine Beziehung mehr, sagt sie. Keine Liebe, keinen Sex. Die Einsamkeit ist zu ihrem ständigen Begleiter geworden.

„Ich bin eine öffentliche Person, jeder auf der Straße erkennt mich. Ich bin Politikerin. Eine transsexuelle noch dazu“, sagt Anna Grodzka. „Würden Sie mit mir zusammen sein wollen?“

Sie versucht, die Einsamkeit wegzuarbeiten. Seit Jahren ist es die Ausnahme, dass sie einen Sonntag frei hat. Wenn doch, liest sie ein Sachbuch oder schaut fern. Ihren Sohn sieht sie, aber selten. Er hat Familie. Die Familie sagt nichts.

„Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird dazu gemacht“, hat Simone de Beauvoir einmal gesagt.

Anna Grodzka würde alles dafür geben, hätte das Leben ihr diese Rolle von allein zugeteilt.

Bitte berühr mich nicht

Was macht Ebola mit einer Millionenstadt? Tagebuch eines Lehrers aus Liberia

Von Prince Sackie Junior, taz.am wochenende, 22.11.2014.

Aus dem Englischen von Steffi Unsleber

Prince Sackie Junior, 28, ist Soziologe, kommt aus Sierra Leone und lebt seit zwei Jahren in Monrovia. Die Hauptstadt Liberias hat gut eine Million Einwohner und liegt an der Atlantikküste. Bis zum Ausbruch der Ebola-Seuche hat Prince dort Schüler in Soziologie, Sozialkunde und Geographie unterrichtet. Vor vier Wochen haben wir mit ihm auf Facebook geschattet, um etwas über den Alltag in Monrovia zu erfahren. Seitdem hat er Tagebuch geführt. "Prince Sackie Junior" ist ein Pseudonym.

Freitag, 24. Oktober

Ein Mann drei Straßen weiter wurde vom Ebola-Team abgeholt. Sie kommen in weißen Wagen und weißen Anzügen und zerren die Leichen auf schwarzen Planen aus den Häusern, über Straßen, die nass sind in der Regenzeit. Manchmal flackert auf einem der Wagen ein kleines orangefarbenes Licht. Später kam die Leiche des Mannes wieder zurück - er war negativ auf Ebola getestet worden. Wahrscheinlich hatte er Tuberkulose.

Vor einigen Monaten nach einem langem Tag, ich war abgekämpft und mein Kopf müde, sagt ein Freund zu mir: "Prince, es gibt eine neue Seuche in der Stadt, sie heißt Ebola." Er erzählte, dass niemand, der sich damit angesteckt hat, je überlebt hat. Und dass die Seuche dort, wo sie herkam, ganze Dörfer ausgelöscht habe.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich nahm die Neuigkeiten nicht ernst. Bis zum nächsten Tag, als ein anderer Freund dasselbe erzählte. Er sagte, er habe Patienten mit seinen eigenen Augen gesehen.

Im August stiegen die Ebola-Fälle in Liberia auf tausend und mehr. Es gab Gerüchte, dass das Wasser vergiftet worden war und dass eine gewisse Queen Sheeba aus Indien das Virus nach Liberia gebracht hatte, als sie bei der Präsidentin zu Besuch war. In fast jedem Hauseingang standen jetzt Eimer mit Chlorwasser. Die Menschen wuschen sich damit die Hände, bevor sie ein Haus oder ein Büro betraten.

Die Leichen, die positiv auf Ebola getestet werden, kommen nie zurück. Mir persönlich tun die Familien leid. Stell dir vor, es wäre dein Vater, deine Schwester. Wie würde es dir damit gehen?

Dienstag, 28. Oktober

Ich bin heute um sieben Uhr aufgewacht mit den immer wiederkehrenden Fragen, wovon ich leben soll. Über Nacht kam Regen.

Ich hatte nur noch 20 liberianische Dollar übrig, und habe mir davon eine Gallone Wasser gekauft, etwa vier Liter, um mich zu waschen. Obwohl die Quelle überfüllt war, hielten alle Abstand voneinander. Und fast jeder sagte denselben Satz: "Bitte berühre mich nicht. Ebola is real." Ebola gibt es wirklich.

Es war nicht einfach, Wasser zu bekommen, da jeder versucht, so viel wie möglich nach Hause tragen. Aber einer meiner Studenten, William, wohnt direkt neben der Quelle. Er hilft mir.

Nachdem ich mich gewaschen hatte - gegen neun Uhr -, bin ich zu Mamba Point gelaufen, wo das Hauptquartier der Vereinten Nationen in Monrovia ist. Dort sind eine Menge Arbeitslose, die nach einem Job suchen. Leider war keine neue Stelle ausgeschrieben - ich habe nur die alte gesehen, die dort schon seit zwei Wochen hängt und für die ich mich schon beworben habe. Schließlich bin ich, da ich kein Geld für ein Auto oder ein Taxi hatte, zu meinem Freund gelaufen, der einen Laptop besitzt und bei dem ich diesen Text schreiben darf, ohne bezahlen zu müssen, weil ich das Laptop vor Kurzem repariert habe.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich sitze draußen, an der Hauptstraße. Ein paar Leute spielen Lotto. Eine andere Gruppe will sich den neuen liberianischen Film ansehen: "Ebola in Prison." Einige beschwerten sich über die Elektrizitätsgesellschaft, weil es nur noch zwei Stunden am Tag Strom gibt - und das um zwei Uhr nachts. Ich sage nichts, ich benutze zu Hause keinen Strom, weil ich es mir nicht leisten kann.

Es ist drei Uhr nachmittags und ich habe immer noch nichts gegessen. Ich hoffe, zu Hause etwas zu bekommen. Mein Freund, bei dem ich wohne, bringt heute seinen Lohn mit.

Sonntag ist der einzige Tag, an dem wir kein Kobo essen müssen - einen Brei aus Reis, Kassava und Kartoffeln. Olelay, unsere Nachbarin, kocht sehr gut und sonntags dürfen wir mitessen. Olelay macht sich über mich lustig und fragt mich, warum ich zur Universität gegangen bin. Sie hat Recht, ich sollte derjenige sein, der uns mit Essen versorgt. Ich habe ihr gesagt, dass man nur auf gute Zeiten hoffen kann, wenn man hart arbeitet.

Die letzte Bewerbung, die ich geschrieben habe, war erfolgreich. Aber dann hat mich der Manager der Bank in ein Hotel eingeladen und wollte mit mir schlafen. Ich war überqualifiziert für die Stelle - aber ich bin nicht schwach geworden. Solche Vorfälle entmutigen mich, mich bei Banken oder auf andere hohe Positionen in Monrovia zu bewerben. Und überall sonst sagen sie immer wieder: warte, bis Ebola vorbei ist.

Ich habe Gerüchte gehört, dass der Notstand wegen Ebola am 16. November aufgehoben werden soll.

Donnerstag, 30. Oktober

Die Ebola-Krise scheint sich zu beruhigen, es werden weniger Fälle gemeldet. Jeder wünscht sich, zur Arbeit und zum normalen Leben zurückzukehren.

Ich war wieder am Mamba Point, bei den Büros von Save The Children und USAid, auf der Suche nach einer neuen Stellenausschreibung - aber vergeblich. Letzte Woche habe ich mich auf einen Hausmeisterjob beim Ministerium für Gender und Entwicklung beworben. Es ist mir egal, ob der Job komisch ist, Hauptsache ich verdiene Geld.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zum Glück sind einige meiner Schüler an der Universität angenommen worden. Ein paar Eltern haben mich angerufen und mir gesagt, wie dankbar sie sind und wie sehr sie mich schätzen. Ich bin stolz und ruhig. Einige haben versprochen, bei mir private Stunden zu nehmen, wenn die Sache mit Ebola vorbei ist.

Freitag, 31. Oktober

Ich habe heute einige Veränderungen festgestellt. Taxis nehmen nur noch vier Menschen mit - vorher waren es fünf. Eine Maßnahme gegen Ebola, um den Körperkontakt zu minimieren. Und ich habe herausgefunden, dass aus einer Baustelle, die ich schon oft gesehen habe, ein neues Ebola-Zentrum wird - finanziert von USAid und anderen Spendern.

Heute sind genau zwei Wochen vergangen, ohne dass ich etwas von meiner Familie in Sierra Leone gehört habe. Meine Mutter hat sonst fast jeden Tag angerufen, um zu hören, wie es mir geht. Das letzte Mal sagte sie mir, dass ich mir keine Sorgen machen soll, wenn sie sich nicht meldet. Es könnte sein, dass sie das Geld braucht, um Essen für die Familie zu kaufen.

Die letzten Ebola-Fälle wurden nicht in Monrovia gemeldet. Aber für mein Leben ändert sich nichts.

Dienstag, 4. November

Mein Cousin Aiah, der in Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone lebt, hat mir geschrieben: "Eine Woche Notstand, also sind wir drinnen geblieben. Sie sagen immer wieder dasselbe: A.B.C, das heißt: Avoid Body Contact, vermeide Körperkontakt. A.P.C., Avoid Peoples Compound, meide die Wohnungen von Menschen. Avoid Dead Burial Place, meide Friedhöfe und iss keine toten Tiere wie Affen, Schimpansen, Fledermäuse und so weiter."

Freitag, 7. November

Manchmal frage ich mich, warum das Leben so ungerecht zu mir ist.

Ich komme aus einer polygamen Familie, mein Vater hatte drei Frauen. Meine Mutter war seine dritte Frau, sein Augapfel. In unserer Familie waren wir zu fünft.

Mein Großvater hatte eine große Plantage, die mein Vater später geerbt hat. Mein Vater wurde deshalb im Bürgerkrieg umgebracht. Genauso wie mein Großvater. Wir gingen nach Bo, in die zweitgrößte Stadt Sierra Leones. Mein Onkel kümmerte sich um die Familie, bis auch er von Rebellen getötet wurde.

Nach dem Krieg versuchten wir, ein neues Leben zu beginnen. Die ganze Familie verkaufte Feuerholz und gekochte Bohnen. Meine Mutter konnte es sich zuerst nicht leisten, dass ich auf eine höhere Schule ging, aber mit der Hilfe von Freunden schaffte sie es. Auch meine älteste Schwester begann uns zu unterstützen, aber sie starb 1998 an Krebs.

Als ich mein Examen machte, konnte ich nicht sofort auf die Universität gehen. Meine Mutter bat mich, ihr etwas Zeit zu geben, um die Studiengebühren zu verdienen. Mit der Hilfe von Verwandten und Freunden schaffte sie es. Ich schloss mein Studium an der Njala-Universität 2012 ab und dachte, dass meine Sorgen jetzt vorbei seien. Aber es war nicht leicht, einen Job zu finden. Airtel, eine Mobilfunkfirma, stellte mich an, aber mein Vertrag war auf sechs Monate befristet. Einige Freunde, mit denen ich studiert hatte, überzeugten mich, es in Liberia zu versuchen.

Ich habe meine Familie verlassen und bin mit ihren Ersparnissen nach Liberia gegangen. Alle aus der Familie schauen jetzt zu mir auf. Aber in Liberia ging es nicht voran. Ich hatte nur ein paar Schüler, die ich in Soziologie, Sozialkunde und Geographie unterrichtet habe. Und Ebola hat selbst das ruiniert, ich bin in einem fremden Land gestrandet und auf die Hilfe meines Freundes angewiesen. Manchmal gehen wir hungrig ins Bett. Und ich spreche kaum mit meiner Familie in Sierra Leone, weil ich kein Geld dafür habe.

Mittwoch, 12. November

Die Ebola-Beerdigungsteams beschwerten sich. Sie sagen, dass die ausländischen Arbeiter vom UNHCR 300 Dollar pro Stunde verdienen, während sie 300 Dollar monatlich bekommen.

Ein junger Mann namens Willie hat sich 24 Stunden lang auf dem Dach eines Gebäudes versteckt. Er übergab sich und schrie, dass er starke Schmerzen habe, dass

er sich schwindlig und schwach fühle. Besorgte Leute haben das Ebola-Team gerufen, das zum Glück schnell kam.

Ich habe ein Ebola-Zentrum in Congo Town besucht und eine Überlebende gesehen. Ich habe ihren Namen nicht erfahren, aber gehört, dass sie jetzt als freiwillige Helferin arbeitet.

Donnerstag, 13. November

Heute bin ich um 7:33 Uhr aufgewacht und habe Gott um Essen, Arbeit, Schutz und Führung gebeten. Gegen zwölf bin ich in den Stadtteil Sinkor gegangen, wo die internationalen Organisationen sind, und habe das Schwarze Brett nach neuen Stellen abgesucht. Ich hatte Glück, ich habe eine ausgeschriebene Stelle gefunden, auf die meine Qualifikationen passen: bei einer NGO als Leiter des "Ebola-Awareness-Teams". Sie wollen jemanden, der Soziale Arbeit oder Soziologie studiert hat. Ich werde mich morgen bewerben.

Ich habe nur noch ein paar Kleider und Hosen und Angst, dass mir hier in diesem fremden Land etwas passiert. Gleichzeitig mache ich mir Sorgen um meine Familie, weil die Ebola-Rate in Sierra Leone so angestiegen ist.

Montag, 17. November

Der Notstand wurde vor drei Tagen aufgehoben. Die Präsidentin sagte, dass Liberia jetzt sicher sei. Sie forderte alle Regierungsmitarbeiter auf, wieder die Arbeit aufzunehmen. Sie ermutigte auch Flüchtlinge zurückzukehren, da das Land wieder stabil sei.

Zwei arme Kinder, Korto und Aaron, sind vor einiger Zeit verhungert. Zwei Straßen von mir entfernt haben besorgte Bewohner zwei Mal pro Woche ein Mittagessen für Kinder unter 15 Jahren organisiert. Leider gab es, als ich dort war, nicht genügend für all die Kinder, die zum Essen gekommen waren.

Meine Mutter hat mich heute angerufen. Sie sagte, dass es mit Ebola schlimmer geworden sei in ihrer Gegend.

Donnerstag, 21. November

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Heute hat die Regierung Kinos und Nachtclubs wieder eröffnet. Unglaublich viele Leute sind an den Strand gegangen. Ich habe Angst vor diesen Menschenmassen, solange Ebola nicht ausgerottet ist. Und ich habe schon wieder kein Essen mehr.